Princeton University Library
32101 067529105

AP

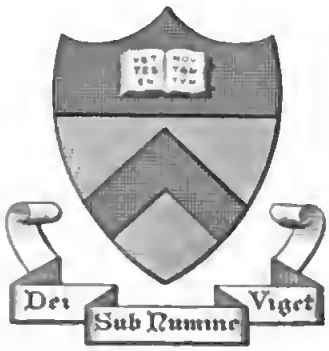
T39.14.333

Digitized by Google

3439
.14
.333

250

Library of



Princeton University.

.19

Digitized by Google

Rudolf von Delius
Deutschlands geistige Weltmachtstellung

UNIVERSITY
LIBRARY

Die Lese Verlag G.m.b.H. Stuttgart

Copyright 1915 by
Die Lese Verlag G. m. b. H., Stuttgart.

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

Digitized by Google

Inhalt

Vorwort
Einleitung

A. Drei Gipfel

I. Goethe

1. Werther
2. Taſſo
3. Wilhelm Meiſter
4. Fauſt
5. Lyrik

II. Hegel

1. Phänomenologie des Geiſtes
2. Logik
3. Rechtsphiloſophie
4. Äſthetik
5. Religionsphiloſophie

III. Ranke

1. Die römiſchen Päpſte
2. Deutſche Geſchichte
3. Franzöſiſche Geſchichte
4. Engliſche Geſchichte
5. Weltgeſchichte

B. Pfadſucher und Bahnbrecher

I. Jean Paul
II. Nietzſche
III. Mombert

Schlußwort

(RECAP)
3439
.14
.333
JUL -81915 337181
Digitized by Google

Vorwort.

Mit großem Geſchick haben es die Franzoſen verſtanden, in der ganzen Welt die Meinung zu verbreiten, franzöſiſcher Geiſt ſei gleichſam der Geiſt an ſich: alles Feine, Leuchtende, Schöne komme letzten Grundes aus Paris. Und die Engländer haben ihr Weſen zu einem feſtſtehenden Menſchentypus geſtaltet, der in ſeinen leicht faßlichen Umriſſen heute einen großen Teil des Erdballes tatſächlich beherrſcht. Das engliſche Menſchenideal iſt ſehr praktiſch: ſauber, korrekt, rückſichtslos, geſund, geſchäftstüchtig. Dieſer Typus hat auf alle Völker ſuggeſtive, zu ſich bekehrende Macht. Ebenſo der franzöſiſche Geiſt: durch ſeine glitzernde, ſpielende Oberfläche gewinnt er die Herzen und Sinne.

Wir Deutſchen ſind gründlich, innerlich, von ruhiger ſtiller Gewalt. Wir waren immer zu beſcheiden. Für eine Nation von Kleinſtaaten mochte das ja am Platze ſein, eine Weltmacht darf ſchon lauter reden. Ich denke, es iſt gerade jetzt der Augenblick gekommen, einmal energiſch die organiſch-wuchtige Größe deutſcher Geiſtesſtat zu betonen. Einen Anſatz dazu verſucht dies Buch.

Freilich: wer ſind die größten deutſchen Geiſter? Darüber ſind wir uns ſelber keineswegs einig. Oft wird auch bei uns das Laute, Pathetiſche oder das Blinkend-Geiſtreiche überſchätzt. Und ſein Tiefſtes kennt Deutſchland kaum. Hier will ich einen Weg bahnen zu allgemeiner Anerkennung. Es muß ſich ja die Helle der Wahrheit, die Kraft des Echten früher oder ſpäter durchſetzen.

Digitized by Google

Einleitung.

Nur die Geisteskultur soll dies Buch behandeln. Denn materielle und technische Errungenschaften können wohl das Leben bequemer gestalten, ökonomischen Nutzen bringen, Ueberlegenheiten im Wettkampf herbeiführen: Kultur schaffen sie nicht. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Dies Wort Jesu gilt heute mehr denn je.

Und noch eins: wissenschaftliche Entdeckungen, technische Erfindungen sind für den Deutschen nicht charakteristisch. Dort gehen alle Nationen Hand in Hand vorwärts. Kein Volk nimmt da eine überragende Stellung ein. Stammen aus Deutschland die Röntgenstrahlen, so entdeckte ein Pariser das Radium. Haben wir unsere Zeppeline, so entwickelten sich die Flieger zuerst in Frankreich. Edison ist wohl der vielseitigste moderne Erfinder. Neben unseren großen Zoologen wie Häckel stehen Lamarck und Darwin. Ebenso in Geologie, Chemie,

Phyſik und Medizin. Paſteur und Virchow, Lyell und Buch, Lavoiſier und Helmholz: Franzoſen, Engländer, Deutſche ſind in gleicher Weiſe am Fortſchritt beteiligt.

Und, wie geſagt, wirkliche Kultur geht von dieſen Realwiſſenſchaften nicht aus. Im Gegenteil: das 19. Jahrhundert, die Zeit der großen Entdecker und Erfinder, brachte eine Verkümmerung der ſeeliſchen Urkräfte mit ſich. Mißmut, Enge, Genußſucht ergriff die Maſſen. Aber nur was die Menſchen beſſer, freier, glücklicher macht iſt Kultur.

Wohl hat die Naturwiſſenſchaft uns reiches neues Material geliefert zu Neubauten in Philoſophie, Religion, Geſchichte und Kunſt. Doch der Rohſtoff hilft uns nicht viel. Und die großen Baumeiſter ſind noch nicht da.

Es gibt nur eine Kultur der Seele. Wenn das vergeſſen wird, ſo geht es unaufhaltſam bergab.

Aber grade hier, im Lande der Seele, waren die Deutſchen von jeher die größten Schöpfer. So iſt die Muſik unſer eigenſtes Reich. Hier liegt Deutſchlands Weltmachtſtellung klar zu Tage und wird in der ganzen Welt anerkannt. In der neueren Muſik wurde alles Weſentliche von den Deutſchen

geleiſtet. Auch darauf wollen wir hier nicht näher eingehen, eben weil es allgemein bekannt iſt.

Doch auch nur in der Muſik hat der deutſche Geiſt bisher die ihm gebührende Anerkennung voll gefunden. In den übrigen Geiſtesgebieten haben wir unſer Licht noch immer nicht hell genug auf den Leuchter geſteckt. Wir wollen es jetzt verſuchen. Und zugleich gilt es, eine Ehrenſchuld der Deutſchen an einigen ihrer größten Geiſter endlich abzutragen.

Es handelt ſich vor allem um drei Männer: Goethe, Hegel, Ranke. Goethe iſt der bedeutendſte Dichter und Lebensgeſtalter der letzten Jahrhunderte; Hegel der gewaltigſte Denker aller Zeiten; Ranke der größte Geſchichtsſchreiber, der je auf Erden gelebt hat.

Die Betrachtung dieſer drei Deutſchen bildet den erſten Teil unſeres Buches. Dieſe Statuen ſtehen feſt für alle Ewigkeit. Doch ſchon regt es ſich von neuen Keimen. Pfadſucher und Bahnbrecher nach geiſtigem Neuland behandelt der zweite Teil.

Digitized by Google

A. Drei Gipfel.

Digitized by Google

Goethe, Hegel, Ranke wurzeln tief in urdeutſchem Weſen. Auf die feinen Fäſerchen völkiſcher Eigenart wollen wir hier nicht eingehen, die Geſamtperſönlichkeit iſt bei jedem ein europäiſches Ereignis. Ja, alle drei ſind Höhepunkte der Menſchheit.

Vielleicht bekommt man erſt nach Jahrhunderten den rechten Standpunkt für dieſe Männer. Dann werden ſie ſteil und einſam hinausragen über das Mittelgebirge ihrer Umgebung: letzte Spitzen langer internationaler Entwicklungen. Dann wird einſt ihr Werk vom Perſönlichen völlig gelöſt ſein, die Zufälligkeiten ihres Weſens werden verſchwinden, das Ewig-Große aber wird immer reiner und heller leuchten.

Digitized by Google

I. Goethe.

In der langen Bändereihe von Goethes ſämtlichen Werken findet ſich heute ſchon ſehr viel Veraltetes. Die Singſpiele, Komödien und manches ſteife Feſtgedicht ſind kaum mehr zu leſen, ſelbſt ein ſo ernſt gearbeitetes Stück wie die „natürliche Tochter“ läßt uns kalt, ja von der vielbewunderten „Iphigenie“ glaube ich, daß ſie eines Tages verblaſſen wird. Dieſe kreidig-glatte Griechenimitation gemiſcht mit abſtrakter Humanität gehört einer Epoche an, die im Vergehen iſt. Goethe war eben ein ſehr leicht beeinflußbarer Menſch, weit ſtand immer ſeine Seele offen, alles drückte ſich ſofort in ſeinem Wachsherzen ab. So wurde das Geſamtwerk außergewöhnlich reich und mannigfaltig, aber auch ſehr ungleichwertig. Was hat nun davon Ewigkeitswert? In welchen Schöpfungen ſteckt der unvergängliche Weltdichter? Auch das allzu ſpezifiſch in deutſcher Eigenart Befangene wird nie ein Erlebnis für alle Völker werden können.

„Götz von Berlichingen“ und „Hermann und Dorothea“, uns Deutschen besonders lieb, werden kaum jenseits der Nationen und Zeitalter bestehen bleiben. Meiner Ansicht nach sind es fünf Werke, die so im Tiefsten, Allgemein-Menschlichen wurzeln, daß sie nie veralten können, ja die für alle Zeit neben der Menschheit hergehen werden als Verkörperung ewig wiederkehrender Gefühle und Gedanken. Ich glaube, es sind das: Werther, Tasso, Wilhelm Meister, Faust und das Beste der Lyrik.

1. Werther.

Mit Rousseaus Auftreten begann ein neuer Abschnitt im europäischen Fühlen. Der sensible Mensch entstand, der Reizbare, der unter dem festen, harten Herkommen überall leidet; der Mensch, der sich plötzlich mitten in der Gesellschaft einsam fühlt; der spürt, daß man ihn nicht versteht, der sich daher abwendet, die Kultur haßt und zur Natur flieht, das heißt zu sich selber. Diesen Typus hat Goethe in „Werthers Leiden“ künstlerisch vollendet dargestellt. Ein überreiches, überzartes Herz kann sich in der Schablone seiner Umgebung nicht mehr zurechtfinden, Werther

leidet an allem. Nichts da draußen entſpricht der naiven Innigkeit ſeiner Seele. Alles iſt falſch, unecht und ſtößt ihn zurück. Doch der Zärtliche ſehnt ſich nach Menſchen. Er kann nicht allein ſein. Er möchte ausruhen im Freundesarm, zerſchmelzen an der Bruſt einer Geliebten. Mit nervöſer, wütender Leidenſchaft verliebt ſich Werther. In wen? In ſein Ideal, in ſein zweites Ich, in ein ebenſo zartes Geſchöpf. Natürlich dichtet er ſich das Mädchen zur himmliſchen Vollkommenheit um. Nun iſt aber auch ſie feſtgebunden im Netz der verhaßten, kalten Konvention. Lotte iſt verlobt. Die ſtarre Sitte tritt dem Schwärmer entgegen. Seine reine Glut iſt unerlaubt und wird zurückgeſtoßen. Das kann der Überreizte nicht ertragen. Er tötet ſich ſelber.

Über das Stadium des Werther wird jeder geſunde Menſch hinwegkommen, aber vorher — ſo zu Anfang der Zwanziger — wird jeder feinfühlige Jüngling dieſe Seelenkrankheit auch einmal durchmachen. Und darum iſt „Werther“ ein ewiges Buch. Es hält eine Etappe auf dem Wege der modernen Seele feſt, eine Etappe, die ewig jung bleibt, da jeder Einzelne wieder durch ſie hindurch muß. Und

dabei ist dieser Zustand hier so vollkommen geschildert, so heiß und unmittelbar erlebt, mit so einfacher und zwingender Dichterkraft im Kerne gestaltet, daß dies Buch nicht übertroffen werden kann. Werther ist ein notwendiges Glied in der Gefühlsgeschichte der Menschheit, darum kann er nie veralten.

2. Tasso.

Dasselbe Problem wie im Werther hat Goethe dann im reifen Mannesalter noch einmal geformt: im Tasso. Hier ist nun alles in eine höhere Region erhoben. Der Held ist nicht mehr ein einfacher, schlichter junger Mann, sondern ein Dichter. Und er liebt nicht die erste beste hübsche junge Frau, sondern die krankhaft bleiche, seelenschöne Prinzessin. Und er gerät nicht mehr in Konflikt mit den Salons der Stadt, Tasso lebt an einem Fürstenhofe. So wird alles noch schärfer und empfindlicher; der Konflikt sitzt tiefer. Denn Werther konnte sich doch immer noch zu den Bauern und Kindern und zur Natur flüchten. Das geht bei Tasso nicht, denn er ist selber durchaus Gesellschaftsmensch und unlösbar an den Hof und seine Freunde gefesselt. Das Sich-Losreißen und in die

Einſamkeit gehen wird bei ihm ganz unmöglich. Sein empfindliches Sehnſuchtsherz braucht dringend die Menſchen: die Freunde, die zarte, ätheriſche Geliebte. Taſſo braucht die Menſchen — und doch kann er nicht mit ihnen leben: das iſt ſeine tiefe, unheilbare Tragik. Er iſt ſinnlich, glühend, ungeſtüm; er liebt mit der Gewalt ſeines ganzen Weſens, — aber ſolche Liebe ſchickt ſich nicht in dieſer Welt. Man behandelt ihn wie einen Ungezogenen, ſchmäht ihn, ſperrt ihn ein. Da bezwingt er ſich, noch einmal will er verſuchen, ſich in der Sitte zurechtzufinden. Wieder ſteht er der Prinzeſſin gegenüber: es iſt unmöglich: er kann nnd will ſein Herz nicht bändigen. Sonſt zerſtört er ſich ſelber, verbrennt am eigenen Innenfeuer. Er braucht die Kühlung im Schrankenloſen. Alles hier in dieſer Welt iſt aber Schranke, Zucht, Abgrenzung. Daran geht Taſſo zugrunde. Natürlich iſt auch ſeine Vorſtellung von der Prinzeſſin ſehnſüchtige Dichtung. In Wahrheit paſſen die zwei garnicht zuſammen. Das kränkliche, zaghafte, konventionell-gefeſſelte, blutloſe Mädchen erſchrickt vor Taſſos lodernden Feuer. Sehr naiv und ſehr anmaßend verlangt ſie, er ſolle ſich mäßigen, d. h. er

ſolle wie die anderen Hofleute werden. Damit verlangt ſie aber, er ſolle ſein Beſtes, den Kern ſeiner Natur ändern. Denn Taſſo iſt ganz Leidenſchaft. Taſſo hingegen empfindet gerade dieſe Kühle der Prinzeſſin als das, wonach er ſich ſehnt; eben weil er das ſo garnicht hat. Und er hält die Blutloſigkeit für Engelsreinheit, den Temperamentmangel für Seelenadel. Die anderen Frauen, die kokett ihm, dem Berühmten, ſogar ſchmeicheln, die verſchmäht er. Er verrennt ſich ganz in ſein ſelbſt gedichtetes Ideal.

Taſſo iſt die Geſtaltung des reizbaren Künſtlers in ſeinem Verhältnis zur Welt. Und da dies Problem im Tiefſten erfaßt wurde, ſo iſt auch Taſſo unvergänglich. Solange es Künſtler gibt, und ihnen die Welt fremd gegenüberſteht, wird die Taſſodichtung leben. Ja, man kann wohl prophezeien, daß dies Drama immer lebendiger, immer „moderner“ werden wird, daß es — ähnlich wie bei Hamlet — von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr Menſchen geben wird, die dies Werk im Innerſten verſtehen und erleben können.

Mit Werther und Taſſo hat Goethe das Problem, den Konflikt und das Schickſal des

reizbaren, ſich abſondernden Einzelmenſchen für alle Zeit geſtaltet. Wo es auch ſei in der Welt, ſobald eine gewiſſe Stufe ſeeliſcher Feinheit erreicht iſt, müſſen dieſe Werke aktuell werden. Sobald bei einem Menſchen, (und lebe er in China oder in Afrika), der Bruch zwiſchen ſeinem Eigenen, ſeiner Forderung, ſeinem Ideal und der konventionellen Umwelt eintritt, ſogleich wird er ſich mit dieſen Werken eins fühlen, wird ſie ſich als ſchönſte Verkörperung ſeines geheimſten Fühlens und Leidens aufs innigſte aneignen.

3. Wilhelm Meiſter.

In Werther und Taſſo waren die Frauen nichts wie Geſtaltungen des Männerideals. Sie waren nicht mit der kühlen Ruhe ſachlicher Beobachtung gezeichnet. Aber im wirklichen Leben iſt es gerade die bunte Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der verſchiedenſten Frauentypen, die das Leben ſo ſeltſam reich und verworren macht. Goethe kannte die Frauen gut. Jetzt ſchreibt er einen großen Roman, worin ein junger Mann allmählich durch den Weltlauf gebildet wird. Und was ihn bildet, das ſind vor allem die Frauen. Das iſt das Große an Wilhelm Meiſter:

Digitized by Google

der Dichter läßt dem Helden alle nur denkbaren Frauentypen begegnen, Wilhelm erlebt ſie alle: liebt ſie, iſt ihr Freund oder ihr Berater, um ſich dann am Schluß doch auch wieder ſein Ideal zu machen: Natalie, den letzten Ausgleich und die kaum mögliche Miſchung aller weiblichen Lichtſeiten. Aber vorher lebt die lebendigſte Welt: da iſt, noch ganz unkontrolliert, Marianne, die Jugendliebe, unbeſonnene Heftigkeit, grenzenloſes Glück, Irrtum, Schuld; und doch alles unvergeßbar. Philine kommt, die leibhaftige Eva, reizend ſchlampig, launiſch, genial, pikant und gütig; und es kommt ihr Gegenſatz Aurelie, die ſchwerblütige, die krampfhafte; ſie iſt leidenſchaftlich bis zur Unliebenswürdigkeit, hyſteriſch, Ideal-ſehnſüchtig, unbefriedigt ſich immer verzehrend; und Thereſe, die blauäugige, kluge, praktiſch-klare Gefährtin; und Mignon, das Halbkind und Rätſel, mit der zurückgedrängten Glut, der Scheu und der hingebenden Reinheit; und die Gräfin erſcheint, deren ſchöner Buſen nach Echtheit ſeufzt, doch Spitzen und Perlen des Herkommens laſſen kein freies Gefühl ſich entwickeln; und die „ſchöne Seele“ iſt dann ganz Innerlichkeit, ſie verkehrt nur mit ſich ſelber und nennt das „Gott“ in zar-

teſter Selbſttäuſchung, all ihre Sinnlichkeit löſt ſich in dieſe warme, weiche Innenflamme. Und Madame Melina iſt da, einſt ein pathetiſches Mädchen, jetzt eine unausſtehliche, aufdringliche, romanhaft-unbefriedigte Ehefrau; und Thereſes Stiefmutter, eine zügelloſe Geſellſchaftsdame, die Kokottenneigung der Kinderloſen; und Lydie, ſchlecht erzogen, egoiſtiſch, gehirnlos; und die Pächterstochter Margarethe, ländliche Volkslied-Liebe, einfach, tief, die das Schwerſte vereinigen kann; und Sperata, Mignons Mutter, die kranke Naturſtörung, die betrogene Mutterſchaft, der Wahnſinn und die Verklärung: die Heilige. Und dann heiratet plötzlich jemand Elvire, eine Schauſpielerin, die hübſch iſt und von der man ſonſt überhaupt nichts ſagen kann.

Wilhelm Meiſter iſt der große Roman des Frauenverſtändniſſes. Das Leben iſt wundervoll rein und groß ſtiliſiert gezeichnet. Die Pſychologie ſchafft Typen, die aber unmittelbares Leben ſind. Man kann die Menſchen feiner analyſieren, exaktere Strichelzeichnung der Seele einführen, raffiniertere Feinheiten des Charakters enthüllen, aber immer wird dann auch die Größe und Allgemeingültigkeit des Ganzen zu leiden haben.

Dieſe goetheſche Stiliſierung der Wirklichkeit hält genau die Mitte zwiſchen blaſſer Abſtraktion und kleinlicher Realiſtik. Und das Typiſche iſt ſo tief geſehen, daß es nie veralten kann. Jeder Menſch muß ſo durch dieſe Frauenreihe hindurchgehen, dann mag er wählen. (Nur möchte ich ihm raten, nicht auf das Ideal Natalie zu warten.) Dieſe Grundtypen der Frau werden ſich nie ändern. Darum iſt auch der Wilhelm Meiſter ein Werk der Ewigkeit.

4. Fauſt.

Und dann der Fauſt: das große Gedicht des vorwärts ſtrebenden, tätigen Mannes. Der Grundgedanke iſt ſehr einfach: der echte Mann wird nie genußfaul und müde, er geht ſeinem Ziele nach, raſtlos und aufrecht. Das iſt der Sinn des Lebens: tätige Arbeit bis zum Ende. Die Engel ſingen es am Schluß: „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen.“ Nur den! Denn das Locken zu Faulheit, zu Gleichgültigkeit, zu erbärmlichem Behagen im Materiellen, das iſt der Teufel. Schuld und Sünde kann gutgemacht werden, Faulheit und Gleichgültigkeit nicht. Das iſt der Inhalt des Fauſt.

Dieſer einfache Mannesgedanke wird nun aber durcherlebt in der bunteſten Welt. Der Teufel ſetzt alles Erdenkbare in Bewegung, den Fauſt von ſeinem Wege, eben dem Wege raſtlos vorwärtsdringender Tätigkeit, abzubringen. Er verſtrickt ihn in Schuld durch Verführung eines unſchuldigen Mädchens. Fauſt leidet, aber geht weiter. Der Teufel zeigt ihm die höchſte Sinnenſchönheit, Helena. Fauſt beſitzt ſie, doch die Schönheit zieht ihn nicht zur Schlaffheit hinab, im Gegenteil, ſie ſtärkt ihn zu neuen Taten. Im Reellſten, ganz Irdiſchen, im praktiſchen Schaffen neuen Ackerlandes endet Fauſt. Doch im Tode noch lebt er in neuen Plänen, ſieht im Geiſt neue Tätigkeit. Der Teufel hat verloren.

Von dem Reichtum dieſer Dichtung kann ich natürlich kaum etwas andeuten. Koſtbarkeiten aller früheren Kulturen ſind hier zuſammengefaßt. Griechenland, Mittelalter, Renaiſſance bringen dem Dichter ihre Schätze. Eine beiſpielloſe Fülle von Farbe und Form herrſcht, wahre Orgien in Rhythmen werden gefeiert. Geiſt, Laune, Anmut und Kunſt des Dichters ſind unerſchöpflich.

Alle Völker der Erde werden nicht müde

werden, an dieſem Kosmos von Schönheit und Tiefſinn ſich zu erfreuen und zu erbauen.

5. Lyrik.

Ebenſo unergründlich, auch eine weite Welt für ſich, iſt Goethes Lyrik. Da tritt uns nun der private Menſch Goethe entgegen mit den weiten, endloſen Räumen des Innern. Von der friſchen Luſtigkeit des Jünglings an bis zu der reifen, feinen Denkerſtille des Greiſes; von ſinnlichem Sturm durch alle Grade ſeeliſcher Beziehung zum Weibe hindurch bis zum heiter-leichten Spiel und der gütig-klaren Freundſchaft.

Aber immer iſt das Gefühl rein und echt: das iſt vielleicht das Charakteriſtiſchſte für Goethe. Die ſtarke, geſunde, helle Erdenſonne liegt auf jedem Gedicht. Es gibt keine Nebel und verzückte, verlogene Wirrſale, kein Gewimmer und keine Schauſpielerei. Heitere Tätigkeit beherrſcht alles. Meiſterſchaft des deutlichen Verſtehens, der ſeiner ſelbſt ſichere Geiſt, die naturgeborene Kraft.

Das wilde, dunkle Element fehlt, wir atmen immer die Luft einer feinen hohen Bildung. Geiſtige Feinheit, die zart und ſauber fühlt und hell und farbig malt: das iſt

Goethes Lyrik. Da ſind Porzellanbildchen, entzückend hübſch und friſch; da ſind ſorgſam und zierlich gearbeitete venetianiſche Gläſer; da ſind breite luftige Freskogeſchichten; da ſind mächtig ruhig-bewegte Marmorgruppen.

Soll ich etwas herausheben? So möchte ich bemerken, daß vielleicht der junge, ungebändigte Goethe in der Lyrik heute noch ein wenig überſchätzt wird, während der alte Meiſter doch wohl Ewigeres geſchaffen hat. Der Greis beſitzt eine Konzentrationskraft ohnegleichen. Da wird das Erlebnis zuſammengeſchmiedet auf den engſten Raum, „wie man eine Damaszenerklinge hämmert," ſagt Goethe ſelbſt einmal. Dieſe Gedichte ſind nicht leicht aufzunehmen, ſie ſind ſo geſättigt mit Anſchauung, ſo gedrängt vollgeladen mit Empfindung, daß man oft lange mit ihnen verkehren muß, „dieſe bunte Schnur für ſich auftröſeln", um alle Schönheit zu faſſen. Dann aber ſind es auch Begleiter für das Leben.

Gerade dieſe Gedichte aber, ſo glaube ich, gehören der Ewigkeit an. Heute ſind ſie noch wenig bekannt. Ich gebe als Beiſpiel ein paar Verſe, die der Siebzigjährige ſchrieb,

und in denen er die ſeltſame Stimmung wacher Nächte formt, wenn der Geiſt aufſchwebt in der Stille und am Morgen der Menſch erſt langſam ſich zurückfindet zur Erde und zum geordneten Alltag.

Nachts, wenn gute Geiſter ſchweifen,
Schlaf dir von der Stirne ſtreifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umſchimmern,
Scheinſt du dir entkörpert ſchon,
Wageſt dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße ſtellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe beſtem Willen;
Zu Mittag ſchon wandelt ſich
Morgentraum gar wunderlich.

Dieſe Zeilen muß man Wort für Wort durchleben, durchfühlen, durchdenken. Je länger man ſie kennt, je ſchöner und tiefer werden ſie.

Eine andere Art von höchſter Vollendung ſind die Gedichte, wo aus ſcharfer Realiſtik ſich ganz wie von ſelbſt ein Symbol entwickelt. Ich erinnere an die Verſe:

Fliegentod

Sie ſaugt mit Gier verrätriſches Getränke
Unabgeſetzt, vom erſten Zug verführt.

Sie fühlt ſich wohl, und längſt ſind die Gelenke
Der zarten Beinchen ſchon paralyſiert:
Nicht mehr gewandt, die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geſchickt, das Köpfchen aufzuſtutzen —
Das Leben ſo ſich im Genuß verliert.
Zum Stehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So ſchlürft ſie fort, und mitten unterm Saugen
Umnebelt ihr der Tod die tauſend Augen.

Ein leicht hingeſetztes Bild der Wirklichkeit und doch eine ganze Tragödie.

Freilich, ebenſo wie in Goethes Geſamtwerk gibt es auch in ſeiner Lyrik viel Schwaches, Mißglücktes. Eine Auswahl des Beſten wäre dringend nötig, der Extrakt für die Wirkung in der Weltliteratur. Man ſollte die Perlen und Edelſteine aufreihen zu einem glänzenden Schmuckſtück. Bei dem krauſen Durcheinander der jetzigen Ausgaben findet mancher das Schönſte nicht.

II. Hegel.

Bei dem deutſchen Philoſophen Hegel tritt der ſeltſame Fall ein, daß er augenblicklich im Auslande mehr verſtanden und geehrt wird, als in Deutſchland. Und doch iſt ſein Syſtem zweifellos die Spitze nicht nur des deutſchen, ſondern des geſamten europäiſchen Denkens. Kant, der große Kritiker und Grenzſtein-Setzer, bereitete eine neue Grundlage für jede Philoſophie, indem er dem Menſchengehirne ſeine Erkenntnis-Möglichkeiten aufzeigte und alle luftigen Gefühlsträume aus der Wiſſenſchaft verbannte. Fichte entdeckte dann kühn die innere Organiſation dieſes neuen Ichs: das ſchöpferiſche Leben, und Schelling wies darauf nach, daß eben dies ſchöpferiſche Leben auch der Kern der ganzen Natur ſei. Jetzt war die Zeit gekommen für den großen Rieſenbau des Gedankens: die geſamte Natur und Kultur als einheitlichen lebendigen Organismus darzuſtellen. Das tat Hegel.

Sein Werk ist eines der großen Wunder des menschlichen Geistes. Es ist so ungeheuer, daß nicht viele Menschen es klar in allen Teilen übersehen können. Diese Pyramide aus Zyklopenblöcken kann nie vergehen. Hegels Philosophie steht da wie ein Element. Noch viele Jahrhunderte und Völker werden sich immer wieder mit dieser Schöpfung auseinanderzusetzen haben.

In Hegels Gesamtwerk muß man langsam und Jahre hindurch heimisch werden, hier will ich versuchen, wenigstens von den Hauptbüchern einen leichten Umriß zu geben.

1. Phänomenologie des Geistes.

Am 13. Oktober 1806 saß der Professor Hegel in Jena abends in seiner Stube, vor sich die letzten Bogen eines Manuskriptes. Auf dem Marktplatze brannten die französischen Wachtfeuer. Der junge Gelehrte schrieb und schrieb. Endlich war das Buch fertig, sein erstes großes Werk. Am nächsten Tage war die Schlacht, in der die Preußen geschlagen wurden. Die Plünderung begann, auch in die Philosophenstube drang der Feind. Hegel flüchtet zu Freunden, das Manuskript immer in der Tasche. Später übergab er es

Digitized by Google

dann der unſicheren Poſt und ſandte es an den Verlag, mitten durch das Kriegsgetümmel hindurch.

Dies Buch iſt die „Phänomenologie des Geiſtes“. Es hat auch etwas Napoleoniſches. Es iſt ein unerhört kühner Eroberungszug in fremdes Land. „Meine Entdeckungsreiſen“ pflegte Hegel dieſen Erſtling zu nennen.

Dies Buch bezeichnet einen Wendepunkt in der geſamten Pſychologie. Seine Folgen liegen auch heute noch in weiter Zukunft.

Hegel verſucht die Geſchichte der Seele zu ſchreiben. Die Haupttypen ſeeliſcher Menſchenſtruktur werden vorgeführt. Und dieſe Geſtalten werden nun nicht etwa von außen geiſtreich beſchrieben, aus dem innerſten Kern des Lebendigen heraus werden ſie entwickelt. Der ſchaffende Mittelpunkt des Charakters wird enthüllt. Der Bauplan der Seele tritt hervor. Es iſt etwas völlig Neues.

So ſchildert Hegel den Menſchen äußerer Macht, den Skeptiker, den Frommen, den Genießer, den Romantiker, den Forſcher, den Ichſüchtigen, den Familienmenſchen, den Moraliſten, den Denker. Jeder Typus iſt ein beſtimmter Fall ſeeliſcher Kräftegruppierung. Aus innerſter Notwendigkeit des

Naturſchaffens heraus wird er erklärt und völlig verſtanden. Die Schärfe, Tiefe und Unbarmherzigkeit des Blickes iſt bei Hegel unerhört. Die Werkſtatt des Geiſtigen ſteht vor uns plötzlich offen. Wir beobachten genau das Triebwerk der Natur.

Die Phänomenologie iſt durch und durch genial, in wilder Leidenſchaft hingewühlt. Alles gärt und glüht in Fülle und Kraft neuer Erkenntnis. Die Sprache iſt ſchwer, bilderſtark, ringend mit dem Geheimnis des Lebendigen. Sie will oft das ſchier Unmögliche doch in Worte zwingen, als wollte man das Wachſen und Duften beſchreiben. Unſere Sprache iſt nur für die ſtarren Verſtandesformen des praktiſchen Denkens hergeſtellt, wie ſoll ſie das Fließen des Organiſchen feſthalten. Da liegt der Grund für die berüchtigte „Dunkelheit“ Hegels. Der neue Standpunkt brauchte eigentlich eine völlig neue Sprache. Daher dies verzweifelte Ringen mit einem an ſich unbrauchbaren Material.

Deutſche Gründlichkeit und Innerlichkeit und zugleich deutſche Denkleidenſchaft und Gefühlsglut haben wohl nie wieder ein ſo charakteriſtiſches Werk hervorgebracht. Das

Buch ist heute in Deutschland unbekannt. Aber es ist ein Denkmal deutscher Tiefe für die Ewigkeit.

2. Logik.

In seinem nächsten Werke versuchte Hegel nun, diese Baupläne der Natur selber in allen ihren Möglichkeiten und in strenger fortschreitender Reihenfolge zu entwickeln. Das geistige Netz darzulegen, in das hinein die Welt gebaut ist.

Ueberall beginnt das Primitive mit der abstrakten, gradlinigen, verstandsmäßig harten, kristallischen Form. Und dann geht es stets fort zu immer gelösterer, runder, beweglicher Gestaltung. Das Seelische, zunächst matt verteilt in dem Materiellen, zieht sich immer mehr, stark herrschend, nach einem Zentrum zusammen. Das Ziel der überall arbeitenden Kraft ist immer das Organische und der Geist als Gipfel des Organischen. Dieser Prozeß findet in der Geschichte der Natur statt, aber auch in der Geschichte unseres eigenen Denkens. Wie die Natur vom Mineral zum Tier fortgeht, so der Geist vom abstrakten, mathematisch starren Denken bis zur leichten, lebendigsten Beweglichkeit. Diese Kette der Formen des Denkens zeigt Hegel in seiner Logik auf.

Digitized by Google

Das wesentlich Neue der Hegelschen Logik ist dies: sie ist durch und durch organisch. Das gebundene, schematisch-gedrückte Denken wird zum konkreten, aus sich quellenden, freien Denken geführt. Das Denken erlöst sich immer mehr von Außenketten, schwebt immer seliger in sich. So ist Hegels Logik zugleich die Lehre von der Persönlichkeit. Die passive Sklavenqual des Stoffzwanges endet im klaren Lichtäther der reinen, eigenen Tätigkeit.

Das innerste Geheimnis des Lebens selber wird hier angepackt. Dieser Quellpunkt, schöpferisch aus sich selber, der alles in sich hineinzieht und es zu Eigenem macht; der sich überallhin in das Fremde verlieren kann und doch immer bei sich selbst bleibt. Diese Macht, welche alles da draußen nimmt, überwältigt, verzehrt und in Eigenblut und Eigenenergie verwandelt. Diese Kraft, schon im organischen Körper vorhanden, steigert sich nun zum Höchsten im sich selbst bestimmenden Geiste. Vor diesem Geiste hält nichts mehr stand. Er zermalmt alles und verwandelt es in Geistiges. So schafft er eine große zweite Welt des Gedankens, die ihr eigenes organisches Leben führt. Eine Welt der Geistigkeit, die ebenso elementar ist wie die alte Natur.

3. Rechtsphiloſophie.

Das iſt Hegels große Tat, auch die Schöpfungen des Menſchengeiſtes: die Familie, das Recht, den Staat als durchaus gewachſene, elementare, organiſche Gebilde erfaßt und nachgewieſen zu haben. Der Kern dieſer Inſtitutionen beruht nicht auf Laune, Willkür und auch nicht auf verſtandesmäßiger Konſtruktion. Es ſind Naturſchöpfungen des Menſchengeiſtes.

Mit unvergleichlicher Feinheit wird dieſe Anſicht in der Rechtsphiloſophie entwickelt. Auch hier tut der Philoſoph nichts, wie das ſchaffende, bauende Leben belauſchen, beſchreiben und verſtehen. Und plötzlich iſt alles von innen heraus neu durchlichtet.

Ich kann hier nur einzelne Punkte herausgreifen. Etwa wie Hegel nun die Strafe auffaßt. Iſt ſie Abſchreckung oder Vergeltung, Erziehung oder Rache? Im Organismus des Staates keins von alledem, ſagt Hegel. In jedem Staate iſt das Recht als geiſtige, von den Menſchen geſchaffene Macht anerkannt. Es lebt, und jede Perſon des Staates weiß, daß es lebt. Handelt nun einer gegen das Geſetz, ſo iſt das Recht momentan verletzt. Da es aber als Allgemeinwille lebt,

ſo ſtellt es ſich ſofort wieder her, heilt den Riß. Das geſchieht durch die Strafe. Die Strafe vernichtet das Verbrechen. Und ſo iſt ſie auch für den Verbrecher ſelber die größte, innerſte Wohltat. Seine Schuld iſt dadurch ungeſchehen gemacht. Ja, die Allgemeinheit hat ihn durch die Strafe geehrt, denn ſie faßt ihn als vollwertiges Mitglied ihrer Gemeinſchaft auf. Man würde dem Verbrecher Unrecht tun, wenn man ihn nicht beſtrafte: denn dann nähme man ihn nicht ernſt als Menſchen. Darum iſt auch die Abſchreckungstheorie falſch, denn ſie behandelt den Verbrecher wie ein Tier, das man zähmen will. Und von Rache-Vergeltung iſt auch keine Rede, das Recht iſt zu groß dafür, es zeigt einfach, — ganz ohne Haß — daß es da iſt. Es wirkt. Und in ihm wirkt Geiſt und Wille der gegenwärtigen Menſchheit. Und wie tief pſychologiſch, wie groß menſchlich iſt dieſe Auffaſſung: der Verbrecher wird durch die Strafe die Tat los; ſeine Schuld iſt ausgelöſcht; er kann, als nun wieder reiner Menſch, von vorn anfangen.

Man fühlt an dieſem einen Beiſpiele, wie unſere Zeit bei Hegel noch nicht angekommen iſt. Wie ſeine Gedanken in ihrer Größe und

Digitized by Google

Tiefe noch nicht wirksam sind. Darum ist gerade die „Rechtsphilosophie“ ein fernes Buch der Zukunft; ein Werk, das Ideale schafft; ein Geschenk an die Menschheit.

Hegels Staatslehre ist überhaupt das Beste, was über den Staat gesagt werden kann: der Staat ganz als Organismus verstanden. Rein naturwissenschaftlich werden die verschiedenen Verfassungsformen durchgenommen. Hegel stellt als höchste Form die Monarchie hin. Denn sie ist ein Symbol der Persönlichkeit. Nur in lebendigen Persönlichkeiten kann sich das Organisch-Persönliche der einzelnen Staaten repräsentieren. In der naturgegebenen Spitze des Monarchen gestaltet sich das Geheimnis des Individuell-Nationalen zur Sichtbarkeit.

Abstraktes Geschwätz hat diese Hegelschen monumentalen Erkenntnisse zur Seite geschoben. Das kleine Ich drängt sich heute überall anmaßlich in den Vordergrund. Die objektive Wucht der großen Weltgedanken spürt man nicht mehr. Und Hegel fühlte es wohl: daß in diesem Sich-Aufblähen der persönlichen Eitelkeit gegenüber den bauenden Gewalten des Wirklichen, daß darin die eigentliche Gefahr der Zeit liege und daß dort der

Weg zur Dekadenz führe. Das Besserwissenwollen des zufälligen Ichs ist ihm das eigentliche „Böse“. Das Einfügen und Untergehen im Ganzen ist ihm das „Gute“. Als geistreicher Einzelner bleibt der Mensch immer schwach, veränderlich, ja komisch; wenn er dagegen dem Ganzen dient, es versteht und es in sich aufnimmt, so hebt ihn dies Ganze zu unerschütterlicher Kraft. Dann lebt der Mensch in Frieden mit Natur und Gesellschaft und wird selber ein Teil des Organisch-Ewigen.

4. Aesthetik.

Phänomenologie, Logik, Rechtsphilosophie sind die einzigen drei Bücher, die Hegel selber geschrieben und veröffentlicht hat. Im Jahre 1818 wurde er an die Universität Berlin berufen und lehrte dort bis zu seinem Tode im Jahre 1831. Diese Vorlesungen, von treuen Schülern genau nachgeschrieben, gab man später heraus. So ist uns die „Aesthetik“ und „Religionsphilosophie“ erhalten.

Daß die Kunstlehre, von Hegels organischem Standpunkte aus betrachtet, besonders großartig ausfallen mußte, ist nach dem Gesagten ja klar. Hegel legte zum ersten Male die

Wurzeln des Aesthetischen bloß. Der Geist, unruhig in sich, verlangt danach, sich zu gestalten, seiner blassen Seele einen bunten Körper zu schaffen. So entsteht das Kunstwerk. Der Geist ist da ganz versenkt ins Sinnliche, aber leuchtet mit seinem Glanze durch die Rinde des Stoffes hindurch. Das ist die Schönheit. Die Kunst ist durchaus eine Parallele zur Natur, oder vielmehr eine höhere, menschengewollte Natur.

Und nun entwickelt Hegel die Gesetze dieses Werdens. Je nach dem Material wird der Prozeß ein anderer sein. Ob die Seele sich in Farbe und Fläche gestaltet, ob in freistehenden Stein, ob in architektonisches Gefüge, ob in Klang oder Wortbild und Vorstellung: immer dringt Hegel zum Kern und Wesen vor. Das Mysterium der Geburt des Schönen ist nie, weder vorher noch nachher, von einem Denker so elementar im Innersten verstanden worden.

Und nicht bei den einzelnen Künsten bleibt Hegel stehen. In großem Umriß schildert er den unlösbaren Zusammenhang von Kunst und Kultur: das orientalisch Schöne, wo noch wild der Geist in schwerer Masse sich abarbeitet und das Mächtig-Erhabene gebiert;

die Antike dann mit ihrem ſtillen Ausgleich der beiden Kräfte, Geiſt ruht in Materie harmoniſch wie Flüſſigkeit im Gefäß; bis in der chriſtlichen Romantik der Geiſt ſelbſtherrlich vordringend den Stoff ganz unterwirft, ſubjektiv ſeine eigene Souveränität feiert.

Hegels perſönliche Liebe gehört den Griechen. Hellas iſt für ihn die goldene Glücksſtunde der Menſchheit, der Jünglingstraum des Geiſtes; eine Zeit, wo alles Fühlen, Denken, ja das praktiſche Handeln zu großer, objektiver Schönheit kriſtalliſierte.

Auch die „Aeſthetik“ iſt noch nicht ausgeſchöpft. Mögen da viele Einzelheiten veraltet ſein, mag manches etwas allzu ſchematiſch zurechtgerückt werden, die Quellen, die dort aus der Tiefe brechen, werden immer wieder den Forſcher zum Weſen und Grund des Schöpferiſchen führen.

5. Religionsphiloſophie.

Die Religionsphiloſophie halte ich für Hegels hinreißendſtes Werk. Es iſt eine Seelengeſchichte der Menſchheit ſondergleichen. Alle Geiſter der Völker ziehen an uns vorüber. Und jedes Volk hat in ſeiner Religion das Innerſte ſeines Weſens als farbiges

Traumbild hinausgestellt. So gibt die Reihe dieser Bilderkreise den Gang der Menschheitsseele selber wieder.

Und mächtig, leuchtend in Farben, hat Hegel uns dies gemalt. Die Stellung des Geistes zur Welt bildet den Keim jeder Religion. Ob der Geist noch eng verschlungen und verschlossen ist mit der Natur, ob er sich loszureißen ringt zu Eigenmacht, oder ob er frei über der Natur thront.

Zuerst kommt der Orient: China, die Religion des Maßes, Indien die Religion der Phantasie, Persien die Religion des Guten oder des Lichts, Aegypten die Religion des Rätsels. Ich nenne nur die Überschriften der Kapitel und man ahnt vielleicht die Fülle geistvollster Anschauung, die hier ausgestreut ist. Es folgt die Epoche der entwickelten Individualität: die Juden schaffen da ihre Religion der Erhabenheit, die Griechen die Religion der Schönheit, die Römer die Religion der Zweckmäßigkeit oder des Verstandes. Und dann kommt das Christentum. Was hat das zu bedeuten? Es ist die Religion der Menschwerdung Gottes. Das heißt: Gott, der bisher immer in's Jenseits als Seelenideal hinausprojiziert wurde, der

Digitized by Google

kehrt nun zurück in den Menſchen. Gott wird Menſch. Er iſt der Geiſt in uns. Der ſchaffende, bauende Geiſt der Welt, das iſt Hegels Gott.

Mit wundervoller Zartheit hat Hegel die Bewegungen des Geiſtes in ſich, die Blüten der Frömmigkeit gezeichnet. Die Zukunft der Religion beruht auf dieſem Buche. Es iſt ganz diesſeitig, aber es verkündet auf jeder Seite die Herrlichkeit und Uebermacht des Geiſtes. Das Materielle liegt gebändigt zu Boden.

Auch dies Buch iſt ewig. Vernichtet wurde das Leid, ausgelöſcht das Tier, aber begründet die Erlöſung durch den Sieger Geiſt und der Glücksjubel der Ewigkeit.

III. Ranke.

Zu Wiehe an der Unstrut, nicht weit von den Schlössern der sächsischen Kaiser, wurde im Jahre 1795 Leopold Ranke geboren, der größte Geschichtsschreiber Deutschlands, Europas, der Welt. An Gestaltungskraft ist ihm nur Thukydides zu vergleichen. Und noch in höherem Grade als die Schrift jenes Griechen sind Rankes Werke Lehrbücher der Staatskunst für alle Zeiten. Nur wenige Vorläufer hatte Ranke, steil und schnell geht der Weg zum Gipfel. Niebuhr, der scharfsinnige Kritiker altrömischer Geschichte, begründete das klare Verständnis der Tatsachen und verscheuchte die Halbdämmerung legendenhafter Ueberlieferung, und Johannes Müller warf in enthusiastischem Schwunge groß gedachte und leidenschaftlich erlebte Geschichtsskizzen hin. Ranke vereint und übertrifft die Anlagen dieser beiden. Er hat einen unerbittlich klaren Verstand und zugleich mäch-

tigſte Lebensglut. Und dann iſt er noch außerdem ein großer Künſtler. Ein Epiker allererſten Ranges.

Wir laſſen fünf ſeiner Hauptwerke kurz an uns vorüberziehen. Freilich, bei dem Hiſtoriker iſt es beſonders ſchwierig, mit einigen Worten auch nur einen Begriff des Geleiſteten zu übermitteln. Grade die Fülle der Anſchauung iſt da unerläßlich.

1. Die römiſchen Päpſte.

Im Jahre 1828 machte Ranke eine lange Studienreiſe nach Oeſterreich und Italien. Die Archive in Wien, Venedig, Florenz und Rom öffneten ſich ihm. Er durchblätterte die Originalurkunden (Briefe, Depeſchen, Memoiren), und eine neue Welt wurde ihm lebendig: die Spätrenaiſſance und Gegenreformation, jener krampfhafte Verſuch der Päpſte, die Erdherrſchaft noch einmal an ſich zu reißen. Und ſo ſchildert uns Ranke dieſe Epoche mit deutlichſter Genauheit. 1834 erſchien der erſte Band, 1836 der zweite und dritte.

Alle Vorzüge Rankes ſind hier ſchon da, doch wogt es noch etwas ſtürmiſch bunt. Das paßt aber grade hier zum Stoffe vorzüglich.

Rom ist das Zentrum alles Geschehens. Im Vatikan läuft das diplomatische Fadennetz zusammen. In das Getriebe jedes Staates greifen die Päpste ein. So entwickelt sich die Politik Europas, kreisend um diese geheime Mitte.

Es ist das farbigste Bildergewühl und doch Bändigung durch klarstes Licht. Lange Reihen von Porträtköpfen ziehen vorbei, und doch wird immer das große, geistige Grundproblem festgehalten. Das ist das Originelle, Ueberraschende bei Ranke: wie er den Menschen schildert, hier also etwa einen neuen Papst, ganz scharf charakteristisch in seiner Eigenart, dann aber tritt er ein in seine politische Stellung: und nun bekommt der Strom des Geschehens Macht über ihn. Die Notwendigkeit der Dinge verändert ihn. Unter dem Entwicklungszwange der Weltideen kann sich keine Sonderpersönlichkeit behaupten. Starke Individuen suchen ihrerseits Neues, Eigenes durchzusetzen, den Weltgang umzubiegen, aber auch sie unterwirft bald die Wucht der Vergangenheit und das Ehern-Tatsächliche. Um nicht zu scheitern, müssen sie schnell ihre Eigenart diesen Fluten anpassen.

Damit löste Ranke durch reine Darstellung

eines der tiefſten philoſophiſchen Probleme: das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit in der geſchichtlich bedeutenden Perſönlichkeit.

Die objektiven Mächte ſind das eigentlich Herrſchende: die ewigen Gegenſätze, ihr Kampf und Ausgleich. So ſtolz und energiſch der Menſch auch einzugreifen wähnt, bald zappelt er in den Maſchen der Geſchichte. Der Gute, Sanfte muß plötzlich brutal und falſch ſein; der Hochmütige faltet die Hände und beugt ſich. Jede Kreatur dient nur.

Ranke begründet die Pſychologie des Hiſtoriſchen. Das heimliche Wirken und Wühlen des Weltganges und vor dieſer Rieſenwand Gottes die Menge der farbigen Puppen.

Schon durch die Genialität der Grundanlage kann dies Buch niemals vergehen.

2. Deutſche Geſchichte.

Dann ſchuf er die „Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation.“ Hier wird das Gewühl faſt noch größer. Nicht nur die geſamte europäiſche Politik ſpielt fortwährend hinein, neben den religiöſen Kämpfen ſtehen die Regungen des Humanismus; zu Bauernkriegen, Wiedertäufern, Kalviniſten kommt die

Sonderpolitik all der vielen kleinen deutſchen Höfe und Biſchofſitze. Eine ungefüge Stoffmaſſe war zu beleben. Scherzend ſchrieb Ranke damals an ſeinen Bruder, ihm ſei zu Mute, wie der Mutter Natur, als ſie den Elefanten machte.

Doch Rankes Schöpferkunſt bewährt ſich wieder aufs glänzendſte. Selbſt in das dichteſte Gewirr bringt er Klarheit. Leicht und frei entrollt ſich die Freskenfolge.

Eine eigentümliche Technik hilft ihm dazu: das Haushalten mit der Farbe, das Hervorleuchtenlaſſen einzelner kurzer Stellen. Wir leſen etwa eine lange Entwicklung des Verhältniſſes Karls V. zu Luther, dann auf einmal ein kleines Bild: man ſieht den Kaiſer ironiſch lächeln, wenn er, über den Marktplatz einer Stadt gehend, an einem Feuer vorüberkommt, in dem man Luthers Schriften verbrennt. — Dies ironiſche Lächeln bei den Gewalttaten gegen den Geiſt, das vergißt man nicht. Oder Ranke ſchließt eine Tatſachenkette durch ebenſolch ein Bild ab. Der endloſe Kampf zwiſchen Karl und Franz hat zur Schlacht bei Pavia geführt, Frankreich wurde geſchlagen, und der König gefangen. Ranke macht einen Abſatz und beginnt nun:

Kaiſer Karl ſtand in einem Zimmer ſeines Schloſſes zu Madrid und unterhielt ſich mit ſeiner Umgebung, da meldete man einen Kourier, der den Kaiſer allein zu ſprechen wünſcht. Großer Sieg und Gefangennahme des Gegners. Karl kann lange kein Wort hervorbringen, iſt wie erſtarrt. Dann geht er zur Schloßkapelle und betet.

So unterbricht Ranke den epiſch breiten Fluß der Erzählung an entſcheidenden Punkten durch knappe, dramatiſche Szenen, wo dann die Figuren ganz perſönlich empfindend vor uns treten. Die Wirkung der Ereigniſſe auf die Seele der Haupthandelnden wird gezeigt, die feinſte Herzensregung zuckt auf. Ein ironiſches Lächeln, ein Jubelſchrei, ein Dankgebet, ja oft nur ein unruhiges Auf- und Abgehen, eine Geſte der Hand, ein Starren ins Feuer, ein haſtiges Wort, ein Zornſchrei. Solche kleine phyſiologiſche Züge erhellen plötzlich die Geſamtlage ebenſo wie den Charakter des Akteurs.

Natürlich ſind dieſe perſönlichſten Situationszeichnungen ſtets den ſicherſten, von Augenzeugen verbürgten Quellen entnommen. Aber wie Ranke ſie in das große Bild einſetzt, das iſt die Meiſterſchaft. Tiefes pſycho-

logiſches Verſtändnis vereinigt ſich da mit der klügſten Kompoſitions-Weisheit des Dichters.

So gewaltig Rankes wiſſenſchaftliches Genie iſt, ſchließlich iſt doch der Künſtler Ranke der Unſterbliche.

3. Franzöſiſche Geſchichte.

Wieder umfängt uns eine neue Atmoſphäre: etwas von altfranzöſiſcher Anmut und ſtählerner Feinheit. Aber die Höhe dieſes Werkes beherrſcht eine breit und mächtig hingemalte Geſtalt, der Typus des großen Diplomaten: der Fuchs und Löwe Richelieu. Dieſe Zeichnung Richelieus iſt von reſtloſer Vollendung. Die ganze weite europäiſche Politik wird erhellt bis in jedes Geheimkabinett, das geſamte Räderwerk der Maſchine iſt geöffnet und bewegt ſich vor unſeren Augen. Und der Lenker dieſer Maſchine, der Kardinal und Staatsmann ſteht vor uns, ſcharf, plaſtiſch, in hellſtem Lichte, bis in die letzte Seelenfaſer verſtanden. Das Labyrinth der Richelieu-Seele, an deſſen Erklärung die Zeitgenoſſen verzweifelten, hier hat es ſeinen Meiſter gefunden. Jetzt ſcheint die Sonne herein in die Fächer dieſes komplizierten Geiſtes. Von der Weltaufgabe eines Menſchen

aus nähert ſich Ranke dem Charakter. Moraliſche Geſichtspunkte gibt es da nicht. Denn der große Menſch wird in ſeiner Tat eins mit der ſchaffenden Weltkraft. Er iſt ſelber ein Stück objektiver Geſchichte. Und daher Notwendigkeit, Element, Unſchuld.

Ich blättere dieſe Kapitel durch und möchte einige Stellen zitieren, aber es geht nicht. Jedes Wort ſteht ſo feſt an ſeinem Platze, da kann man nichts herausnehmen. Jede Farbe würde, einzeln vorgezeigt, nicht den richtigen Ton haben. Man muß dieſe Einheit als Ganzes empfinden und genießen.

Die zweite Höhe des Buches iſt dann: Ludwig XIV. Der iſt ſchon Erbe. Und wundervoll wird gezeigt, wie aus dem Innerſten des Staates der Verfall ſich vorbereitet. Aber doch entwickelt Ranke auch alle Reize dieſes ſchönen Scheines. War Richelieu eine harte Morgenſonnen-Epoche, ſo ſteht Ludwig im blaſſen Nachmittagslicht.

Mit prachtvoller Wucht ſchildert Ranke immer den Aufſtieg, aber faſt noch ergreifender gibt er das Sterben. Wenn das Leben eines Gewaltigen zu Ende erzählt iſt, und das letzte Datum, der Todestag, wie ein Punkt kurz hingeſetzt iſt, dann folgt ſtets

noch ein leiſer, tiefer, wehmütiger Schlußakkord, ein feines Ausklingenlaſſen der Größenſtimmung, das Verfließen auch dieſes Stromes in das Meer der Zeit.

4. Engliſche Geſchichte.

Noch einmal ſtellt Ranke dieſelbe Epoche dar: wieder Europa im 17. Jahrhundert; aber diesmal von England aus erlebt.

Die Kunſt des Geſchichtsſchreibers iſt hier vielleicht am allerbedeutendſten. Denn der Stoff iſt der gewaltigſte: der große Kampf um die moderne Staatsform wird vor uns ausgekämpft. Königtum und Parlament ſtehen gegeneinander, und nun beginnt das Ringen, bis des Königs Kopf auf dem Block liegt. Das iſt der erſte Teil. Im zweiten aber wird dann ein neues Fundament geſchaffen durch die kluge, tief ſtaatsmänniſche Lebensarbeit Wilhelms von Oranien.

Gleich die Ouvertüre iſt grandios. Ein Umriß der engliſchen Geſchichte bis zum Tode der Eliſabeth. Das Hauptthema klingt an; in ſeinem Entſtehen, ſeiner Wandlung, ſeinem Anſchwellen wird es vorgeführt.

Dann die Stuarts, die feinnervigen, adligen, doch etwas ſchwachen Menſchen. Und jetzt

erhebt ſich das Volk, die Maſſe: das Parlament. Und ein Dämon tritt an ſeine Spitze: Cromwell. In dunkler Wucht ſtürmt der vorwärts, glühend und inſtinktſicher, alles niederwerfend, was ſich ihm entgegenſtellt.

Ich wüßte kaum eine Tragödie des Theaters, die ſo ergreift wie dies Bild der Wirklichkeit. Dieſer elementare Zuſammenſtoß ſchaffender und zerſtörender Mächte.

Und wie im Drama der Chor die Handlung mit Gedanken begleitet, ſo ſchließt oder eröffnet auch Ranke die einzelnen Akte oft mit der tiefſten Denkerweisheit. In kurzen Sprüchen ſammelt ſich das Reſultat langer Geſchehnisreihen. Aber auch ſie kann man nicht loslöſen, ſie ſind geboren aus den Tatſachen, als knappe Kontraſte gehören ſie zur Breite, ſind wie Pauſen in einer Symphonie.

5. Weltgeſchichte.

Ranke war ſchon 85 Jahre alt, da ſchrieb er eines Tages ſeinem erſtaunten Verleger, nächſtens werde er von ihm den Anfangsband einer univerſalen Weltgeſchichte erhalten.

Sechs Bände konnte der Greis noch vollenden; als er bei Otto III. war, feierte man ſeinen 90. Geburtstag; dann wurde er leidend,

unter heftigen Schmerzen, in fliegender Haſt diktierte er noch die Geſchichte Heinrichs IV. Als er die Staufer anfangen wollte, die Höhe deutſchen Kaiſertums, überfiel ihn der Tod.

So haben wir einen Torſo vor uns. Aber dies Werk iſt, man möchte ſagen, ein anthropologiſches Wunder. Der Achtzigjährige findet noch einen ganz neuen Stil.

Die Farben ſind verblaßt. Die Tatſachen reden faſt allein. Der Menſch wird charakteriſiert nur durch die Folge ſeiner Handlungen. Was jemand tut, das iſt er. Was braucht es da noch langer Erörterungen über kleine Seelendetails.

So iſt die Weltgeſchichte eine unendliche Kette von Taten. Aber hinter den Taten lebt der Geiſt und durchleuchtet ſie. Ruhelos treibt er die Dinge, gärt in den Menſchen.

Die Einleitung behandelt Orient und Griechenland nur flüchtig, mit Rom beginnt der eiſerne Schritt großer Politik. Und nun ſteigert ſich das Buch immer mehr. Herrlich die ſpäteren Kaiſer und die Völkerwanderung. Unvergleichlich die Karolinger und die Ottonen. Dann bricht es jäh ab.

Man hat aus Rankes Nachlaß die Skizzen-

bücher und Entwürfe, unter Benutzung von Vorleſungen, herausgegeben. Eine brodelnde Maſſe von Geiſt. Aber da lernt man erſt die Schöpfergröße ehren, die formende Künſtlerhand, die aus dieſem Chaos das leuchtende Marmorbild ſchuf.

B. Pfadſucher und Bahnbrecher.

Digitized by Google

Haben irgendwo große Genies eine Entwicklungslinie zu ihrem Gipfel geführt, ſo pflegt ſehr ſchnell der Niedergang einzutreten. Das Problem iſt im Innerſten erledigt. Den Epigonen, die ſich grade jetzt in großer Maſſe einfinden, bleibt nur übrig, alles noch einmal breitzutreten und zu verwäſſern. Traurig iſt nur, daß dieſe Leute dann oft mehr Ruhm und Anſehen ernten als die großen Geiſter, auf denen ſie ſchmarotzen.

Doch der Weltgeiſt ruht nicht. Sofort wird heimlich in der Tiefe ein neues Problem angepackt. Mitten in der Dekadenz bilden ſich die Keime zu neuem Wachstum. Wieder geht ein langſames Sich-Emporringen an zu einem neuen Gipfel hin.

Ueber die „Schüler" Hegels und Rankes, über die Nachahmer Goethes brauchen wir kein Wort zu verlieren. Das Genie hat niemals Schüler. Man redet zwar viel von Rankes „kritiſcher Methode", aber was hilft mir ein

ſcharf geſchliffenes Meſſer, wenn die Feinheit der Hand fehlt, es zu führen. Ebenſo waren bei Hegels Pyramide die Ameiſengeiſter ſogleich geſchäftig, jeder für ſich ein Steinchen fortzurollen, das Beſte und Tiefſte wurde dabei zerſtört.

Intereſſant und wertvoll hingegen iſt es, Umſchau zu halten, wo ſich Keime nach einem Neuen hin leiſe zu regen beginnen: zu einem neuen Weltgipfel eigenſter deutſcher Geiſteskultur. Das iſt natürlich ſehr ſchwierig, denn erſt vom erreichten Ziele aus pflegt man den Weg zum Ziele deutlich zu überſehen. So muß dieſer Teil unſerer Betrachtungen durchaus ſubjektiv ausfallen.

Ich ſehe ſolche Keime für die Zukunft am ſtärkſten bei drei Männern der deutſchen nachklaſſiſchen Zeit. Es ſind dies: Jean Paul, Nietzſche, Mombert.

Jean Paul gibt Anſätze für den Stimmungsroman der Zukunft, Nietzſche bereitet durch ſchneidend feine Beobachtung einen Umſchwung der Pſychologie vor, Momberts ſouveräne Eigengeſtaltung ſeeliſcher Innerlichkeit begründet neue lyriſche Formen.

I. Jean Paul.

Vor hundert Jahren war Jean Paul in Deutſchland „Mode“. Man ſchwärmte allgemein für ihn, beſonders die Frauen. Aber wofür ſchwärmte man? Grade für das Schlechteſte an Jean Paul: für die nebeligen Rührſeligkeiten, die ſeitenlangen Tränengüſſe, für ſeine dick verzuckerten Gefühle, für den Himbeerſaft all ſeiner Ideale. Dieſe Stellen ſind in der Tat auch heute noch höchſt abſcheulich. Und leider überwiegen ſie im Geſamtwerk des Dichters. Aber zwiſchen dieſem ſchwülen, geiſtreichen Gerede, zwiſchen dieſen Seiltänzereien des Witzes leuchtet immer wieder plötzlich eine echte warme Blume der Kunſt auf.

Jean Paul hat das Material für einen großen Künſtler, doch fehlt ihm die Bändigung. Er taumelt haltlos zwiſchen ſeinen Schätzen herum. Er hat ein heißes, nervöſes Herz; aber viel zu wenig klaren Formſinn. So gelingt ihm nie die große Architektur,

Digitized by Google

auch nie die Plaſtik eines Charakters, nie die monumentale Führung einer Geſchichte. Jean Paul wurzelt ganz in der Stimmung. Aber auch dieſe iſt ſelten rein gefühlt. Meiſtens flackert ſie krampfhaft auf, wird künſtlich überheizt, in ihrer Echtheit durch affektiertes Theater zerſtört. Statt ein Bild zu malen, hält uns der ungeduldige Mann gern die Palette hin oder gar ſeinen ganzen knallbunten Farbenkaſten.

Doch wenn das Wunder geſchieht und Jean Paul wirklich aus tiefſter Menſchenſeele geſtaltet, dann kommt auch Herrliches zu Tage. Die Möglichkeit einer neuen deutſchen Raſſekunſt dämmert auf: die warme lebendige Stimmung als Quellpunkt der Epik. Es iſt das ein ganz neuer Standpunkt. Früher war die Handlung die Hauptſache oder der Charakter oder die Schilderung. Jean Paul läßt all das beiſeite und verſenkt ſich nur in die Stimmung. Ein Kapitel handelt etwa von dem Frühling: Duft, Sonne, Blumen, Vogelſang iſt dann das Weſentliche: in dieſem Element gehen Menſchen, Handlung, Ereigniſſe nur als dienende Träger der Frühlingsſtimmung herum. Die Stimmung iſt ſo heiß, daß ſie alles andere verbrennt.

Ihre Farbenglut hüllt alles in einen glühenden Dampf.

Ich ſagte ſchon, daß leider Jean Paul auch dies Ziel nicht feſthalten kann. Er iſt wie trunken und ſchwankt umher. Dabei wohnt ihm im Kopfe ein zappeliges Eichhörnchengehirn, das raſtlos herumhüpfen muß. Daher gelingt die reine Verkörperung der Stimmung nur ſelten und nur für kurze Zeit.

Aber hier liegen Keime für einen großen Blütenbaum der Zukunft. Aus dieſem liebeswarmen Verſinken in den Zauber der Stimmung, aus dieſem zarteſten Nachfühlen der leiſen Blutſchläge des Herzens kann ein neuer Roman entſtehen. Der Seelenroman im Gegenſatz zum alten Handlungs- oder Charakterroman. Vorbilder gab es ja ſchon: Rouſſeau's „Heloiſe", Sterne's „Triſtram Shandy" und auch Goethes „Werther". Aber Jean Paul bringt doch neue, aparte, bunte Feinheiten. Die Funken dieſer Gattung bläſt er zur Glut an, ja oft zu Rot- und Weißglut.

Und da ſind wir wieder beim Tadeln. Das iſt charakteriſtiſch für Jean Paul. Man iſt immer abwechſelnd entzückt und geärgert. Wie ein reicher Mann ſein Gold und Silber ſo verſchlampen kann! Oft geht man lange in

Dornengestrüpp von zudringlichem Geschwätz, von Albernheit und Gerede, man fängt an sich rechtschaffen zu langweilen: bis plötzlich wieder Kolibris durch das Dickicht flattern. Und dort sitzt gar ein edelsteinglitzernder Paradiesvogel.

Und da man Jean Paul heute wenig mehr liest, so will ich doch jetzt zur Probe einen dieser Paradiesvögel lebendig fangen und in diesem Buche einsperren: Es ist ein Stück aus den „Flegeljahren". Der Dichter Walt hatte etwas davon gehört, daß in Schweden die Tage im Sommer unendlich lang seien und im Winter unendlich kurz. Nun dachte er: wie herrlich muß das sein: diese Sommertage von morgens zwei Uhr bis nachts elf Uhr, und diese traulichen Winter mit Mondschein bis morgens gegen zehn Uhr; und dann gleich um drei Uhr wirds wieder dunkel. Und er dichtete ein Idyll, wie dort im nördlichen Schweden ein Pfarrer leben würde. Er versetzt sich selber aus Haslau in Deutschland dorthin. Diese aparten Situationen liebt Jean Paul. Dann wird er besonders warm. Also:

Das Glück eines schwedischen Pfarrers.

So will ich mir denn diese Wonne ohne allen Rückhalt recht groß hermalen und mich selber unter

dem Pfarrer meinen, damit mich die Schilderung, wenn ich ſie nach einem Jahre wieder überleſe, ganz beſonders auswärme. Schon ein Pfarrer an ſich iſt ſelig, geſchweige in Schweden. Er genießet da Sommer und Winter rein, ohne lange verdrießliche Unterbrechungen; z. B. in ſeinen ſpäten Frühling fällt ſtatt des Nachwinters ſogleich der ganze reife Vorſommer ein, weißrot und blütenſchwer, ſo daß man in einer Sommernacht das halbe Italien und in einer Winternacht die halbe zweite Welt haben kann.

Ich will aber bei dem Winter anfangen und das Chriſtfeſt nehmen.

Der Pfarrer, der aus Deutſchland, aus Haslau, in ein ſehr nördlich-polariſches Dörflein voziert worden, ſteht heiter um 7 Uhr auf und brennt bis 9½ Uhr ſein dünnes Licht. Noch um 9 Uhr ſcheinen Sterne, der helle Mond noch länger. Aber dieſes Hereinlangen des Sternenhimmels in den Vormittag gibt ihm liebe Empfindungen, weil er ein Deutſcher iſt und über einen geſtirnten Vormittag erſtaunt. Ich ſehe den Pfarrer und andere Kirchengänger mit Laternen in die Kirche gehen; die vielen Lichterchen machen die Gemeinde zu einer Familie und ſetzen den Pfarrer in ſeine Kinderjahre, in die Winterſtunden und Weihnachtsmetten zurück, wo jeder ſein Lichtchen mithatte. Auf der Kanzel ſagt er ſeinen Zuhörern lauter Sachen vor, deren Worte gerade ſo in der Bibel ſtehen; vor Gott bleibt doch keine Vernunft vernünftig, aber wohl ein redliches Gemüt. Darauf teilt er — mit heimlicher Freude über die Gelegenheit, jeder Perſon ſo nahe ins Geſicht zu ſehen und ihr, wie einem Kinde Trank und Speiſe einzugeben — das heilige Nachtmahl aus und genießet es jeden Sonntag ſelber mit,

weil er ſich nach dem nahen Liebesmahl in den Händen ja ſehnen muß. Ich glaube, es müßte ihm erlaubt ſein.

Wenn er dann mit den Seinigen aus der Kirche tritt, geht gerade die helle Chriſt- und Morgenſonne auf und leuchtet ihnen allen ins Geſicht entgegen. Die vielen ſchwediſchen Greiſe werden ordentlich jung vom Sonnenrot gefärbt. Der Pfarrer könnte dann, wenn er auf die tote Muttererde und den Gottesacker hinſähe, worin die Blumen wie die Menſchen begraben liegen, wohl dieſen Polymeter dichten:

„Auf der toten Mutter ruhen die toten Kinder in dunkler Stille. Endlich erſcheint die ewige Sonne, und die Mutter ſteht wieder blühend auf, aber ſpäter alle ihre Kinder.“

Zu Hauſe letzt ihn ein warmes Muſeum ſamt einem langen Sonnenſtreif an der Bücherwand.

Den Nachmittag verbringt er ſchön, weil er vor einem ganzen Blumengeſtelle von Freuden kaum weiß, wo er anhalten ſoll. Iſt's am heiligen Chriſtfeſt, ſo predigt er wieder, vom ſchönen Morgenlande oder von der Ewigkeit; dabei wird's ganz dämmernd im Tempel; nur zwei Altarkerzen werfen wunderbare lange Schatten umher durch die Kirche; der oben herabhängende Taufengel belebt ſich ordentlich und fliegt beinahe; draußen ſcheinen die Sterne oder der Mond herein — der feurige Pfarrer oben im Finſtern auf ſeiner Kanzel bekümmert ſich nun um nichts, ſondern donnert aus der Nacht herab, mit Tränen und Stürmen, von Welten und Himmeln und allem, was Bruſt und Herz gewaltig bewegt.

Kommt er flammend herunter, ſo kann er um 4 Uhr vielleicht ſchon unter einem am Himmel wallenden Nordſchein ſpazieren gehen, der für ihn gewiß eine

aus dem ewigen Südmorgen herüberſchlagende Aurora iſt oder ein Wald aus heiligen feurigen Moſisbüſchen um Gottes Thron.

Iſt's ein anderer Nachmittag, ſo fahren Gäſte mit erwachſenen Töchtern von Betragen an; wie die große Welt diniert er mit ihnen bei Sonnenuntergang um 2 Uhr und trinkt den Kaffee bei Mondſchein; das ganze Pfarrhaus iſt ein dämmernder Zauberpalaſt. — Oder er geht auch hinüber zum Schulmeiſter in die Nachmittagsſchule und hat alle Kinder ſeiner Pfarrkinder gleichſam als Enkel bei Licht um ſein Großvaterknie und ergötzet und belehret ſie. —

Iſt aber das alles nicht, ſo kann er ja ſchon von drei Uhr an in der warmen Dämmerung durch den ſtarken Mondſchein in der Stube auf und ab waten und etwas Orangenzucker dazu beißen, um das ſchöne Welſchland mit ſeinen Gärten auf die Zunge und vor alle Sinne zu bekommen. Kann er nicht bei dem Monde denken, daß dieſelbe Silberſcheibe jetzt in Italien zwiſchen Lorbeerbäumen hänge? Kann er nicht erwägen, daß die Äolsharfe und die Lerche und die ganze Muſik und die Sterne und die Kinder in heißen und kalten Ländern dieſelben ſind? Wenn nun gar die reitende Poſt, die aus Italien kommt, durchs Dorf bläſet und ihm auf wenigen Tönen blumige Länder an das gefrorene Muſeumsfenſter hebt; wenn er alte Roſen- und Lilienblätter aus dem vorigen Sommer in die Hand nimmt, wohl auch eine geſchenkte Schwanzfeder von einem Paradiesvogel; wenn dabei die prächtigen Klänge Salatzeit, Kirſchenzeit, Trinitatisſonntage, Roſenblüte, Marientage das Herz anrühren, ſo wird er kaum mehr wiſſen, daß er in Schweden iſt, wenn Licht gebracht wird und er verdutzt die fremde Stube anſieht.

Aber nun nach Verlauf eines halben Jahres klopft auf einmal etwas Schöneres als Italien, nämlich der herrlich beladne längſte Tag an ſeine Bruſt an und hält die Morgenröte voll Lerchengeſang ſchon um 1 Uhr nachts in der Hand. Ein wenig vor 2 Uhr oder Sonnenaufgang trifft die oben gedachte, niedliche bunte Reihe im Pfarrhauſe ein, weil ſie mit dem Pfarrer eine keine Luſtreiſe vorhat. Sie ziehen nach 2 Uhr, wenn alle Blumen blitzen und die Wälder ſchimmern. Die warme Sonne droht kein Gewitter und keinen Platzregen, weil beide ſelten ſind in Schweden. Der Pfarrer geht ſo gut in ſchwediſcher Tracht einher, wie jeder — er trägt ſein kurzes Wams mit breiter Schärpe, ſein kurzes Mäntelchen darüber, ſeinen Rundhut mit wehenden Federn und Schuhe mit hellen Bändern — natürlich ſieht er, wie die andern auch, wie ein ſpaniſcher Ritter, wie ein Provenzale oder ſonſt ein ſüdlicher Menſch aus, zumal da er und die muntere Geſellſchaft durch die in wenigen Wochen aus Beeten und Aeſten hervorgezogene hohe Blüten- und Blätterfülle fliegen.

Daß ein ſolcher längſter Tag noch kürzer als ein kürzeſter verfliege, iſt leicht zu denken, bei ſo viel Sonne, Aether, Blüte und Muße. Schon nach 8 Uhr abends bricht die Geſellſchaft auf — die Sonne brennt ſanfter über den halbgeſchloſſenen ſchläfrigen Blumen — um 9 Uhr hat ſie ihre Strahlen abgenommen und badet nackt im Blau — gegen 10 Uhr, wo die Geſellſchaft im Pfarrdorfe wieder ankommt, wird der Pfarrer ſeltſam bewegt und weich gemacht, weil im Dorfe, obgleich die tiefe laue Sonne noch ein müdes Rot um die Häuſer und an die Scheiben legt, alles ſchon ſtill und in tiefem Schlafe liegt, ſowie auch die Vögel in den gelb-dämmernden Gipfeln ſchlummern,

bis zuletzt die Sonne ſelber, wie ein Mond, einſam untergeht in der Stille der Welt. Dem romantiſch bekleideten Pfarrer iſt, als ſei jetzt ein roſenfarbenes Reich aufgetan, worin Feen und Geiſter herumgehen, und ihn würd' es wenig wundern, wenn in dieſer goldenen Geiſterſtunde auf einmal ſein in der Kindheit entlaufener Bruder heranträte, wie vom blühenden Zauberhimmel gefallen.

Der Pfarrer läſſet aber ſeine Reiſegeſellſchaft nicht fort; er hält ſie im Pfarrgarten feſt, wo jeder, wer will, ſagt er, in ſchönen Lauben die kurze laue Stunde bis zu Sonnenaufgang verſchlummern kann.

Es wird allgemein angenommen und der Garten beſetzt; manches ſchöne Paar tut vielleicht nur, als ſchlaf' es, hält ſich aber wirklich bei der Hand. Der glückliche Pfarrer geht einſam in den Beeten auf und ab. Kühle und wenige Sterne kommen. Seine Nachtviolen und Levkoien tun ſich auf und duften ſtark, ſo hell es auch iſt. In Norden raucht vom ewigen Morgen des Pols eine goldhelle Dämmerung auf. Der Pfarrer denkt an ſein fernes Kindheitsdörfchen und an das Leben und Sehnen der Menſchen, und wird ſtill und voll genug. Da greift die friſche Morgenſonne wieder in die Welt. Mancher, der ſie mit der Abendſonne vermengen will, tut die Augen wieder zu; aber die Lerchen erklären alles und wecken die Lauben.

Dann geht Luſt und Morgen gewaltig wieder an. Und es fehlt wenig, ſo ſchilder' ich mir dieſen Tag ebenfalls, ob er gleich vom vorigen vielleicht um kein Blütenblatt verſchieden iſt.

Das iſt ein wundervolles Stück Kunſt, ganz leuchtend und farbentief aus der Stim-

nung herausgemalt: ironiſch-kindlich, naiv-gewollt, bunt wie Spielzeug und doch natur-warm und herzensecht.

Aus ſolcher Verſunkenheit entſpringt Jean Pauls Humor. Oft bleibt ſeine Komik noch in der Fratze ſtecken. Aber dann fliegt plötz-lich das gütige Herz auf, zart ſchwebend über den krauſen Wirren der Kreatur. Ein Lachen erklingt aus tiefſter Liebe.

Hier iſt der Weg angelegt, auf dem einſt der deutſche Humor ſein weltbezwingendes Meiſterwerk ſchaffen wird.

Dann fällt vom Baume der deutſchen Art die reifſte, goldenſte Frucht.

II. Nietzſche.

Hegel ſchloß den Tempel der alten Philoſophie zu und auf die Zinne ſetzte er das Wort: Leben. Leben iſt Ziel und Sinn und Gott des Daſeins. Das Leben gipfelt aber im Menſchen. Das ganze Syſtem Hegels iſt ein Triumphlied auf den Menſchengeiſt.

Das große Architekturwerk der organiſch-einheitlich verſtandenen Welt war gebaut. Dieſe Arbeit war getan. In dieſem Zuſammenhange war der Menſch etwas Herrliches. Nietzſche kümmert ſich nicht mehr um dieſen Zuſammenhang. Er ſieht den Menſchen an, wie er da vor ihm ſteht. Und er ſieht mit unheimlich ſcharfen Augen. Er ſieht die Fäden, die vom Fleiſch zum Geiſt gehen; er ſieht das Tier und ſein erbärmliches Schnuppern. Er wendet ſich ab: voll Ekels.

All die ſchönen, großen ethiſchen Worte, mit denen geputzt der Menſch einhergeht, ſie alle zerſchneidet und zerfaſert Nietzſche.

Er legt den Grund bloß. Und er findet überall Hohlheit, Lüge, Verſtellung, Feigheit, Stumpfſinn. Nietzſche iſt der größte pſychologiſche Kritiker, der je gelebt hat.

Und nun fröſtelt ihn zwiſchen dieſen Gerippen. Und vor ihm ſteigt ein Bild der Zukunft und Sehnſucht auf: ein neuer Typus Menſch. Eine höhere Art: freie, ſtolze, lachende, überreiche, gütige, geſunde Seelen. Und alle Arbeit der Heutigen ſoll jetzt nur ſein: den Boden und die Möglichkeit vorbereiten für dieſen neuen, zukünftigen, wirklichen Menſchen.

Dieſe zwei Stimmungen gehen bei Nietzſche immer nebeneinander her: Hohn und Verachtung gegen den Menſchen unſerer Zeit und glühende Liebe zum Menſchen der Zukunft. Einmal iſt Nietzſche ganz Spötter, dann wieder ganz Prophet.

Der Prophet tönt in großer, pathetiſcher Sehnſucht, der Spötter klirrt von diamanten praſſelnden Hagelſchauern. Nie gab es vorher in Deutſchland ſolche Muſik der Worte. Dieſe kalte, funkelnde Bosheit ſprüht in Edelſteinglanz. Und die Sehnſucht iſt wie atemnehmendes Sturmesſauſen.

Die Schlange und der Adler ſind Zara-

thuſtras Lieblingstiere: das bunte, giftige Stechen und das vornehme Flügelrauſchen.

Spitzer, glitzernder Geiſt und romantiſcher Schwung; das ſelig tanzende Gelächter und der heroiſche Schmerz: das iſt Nietzſche. (Heine und Byron ſind ſeine zwei Lieblingsdichter, und er vereint ſie in ſich.)

So iſt er der Sturmvogel einer neuen Zeit, das Alte zerſtörend, das Neue ahnend. Selber ſchaffen und vollenden kann er das Neue noch nicht. Darum klammert er ſich ſo ſehr an fremde Kulturen und ſucht in der Geſchichte nach den Gebärden und der Seelenform ſeiner Helden. Griechenland und Renaiſſance liefern ihm Züge für den „Uebermenſchen“. Das Bild ſchwankt, oft wird es krampfhaft aufgetürmt, überreizt bis zur Brutalität, verherrlicht mit allem „Böſen“. Wenn nur Größe da iſt! Denn der Ekel vor dem Kleinen iſt eigentlich das Treibende zum Ideal hin. Genau weiß Nietzſche, wie der Menſch nicht ſein ſoll, das Poſitive ragt oft in abſtrakte Leere.

So iſt denn ſchließlich der Spötter am größten. Das iſt Nietzſches innerſter Kern, ſein grauſames Glück, ſeine wildeſte Luſt: Entlarven von Masken, Bloßlegen der

Eingeweide des Herzens mit funkelndem Meſſer.

Hart weckt er die Menſchheit auf, legt Feuer an das Morſche, ſprengt Lügenfeſtungen in die Luft.

Aber vor Zerſtörerwonne wird er dann überſcharf; er möchte in jeden geheimſten Winkel der Seele kriechen und — nähert ſich doch zu ſehr von außen. Der Zuſammenhang des organiſchen Verſtehens fehlt. Dann verfällt der Geiſtreiche in blinkende Paradoxen, kokettiert mit ſpieleriſchem Witz.

Und ebenſo verſagt Nietzſche, wenn er verſucht, große Linien zu ziehen, Syſteme zu bauen. Aus der Kritik heraus geht das nicht. Dann wird er lahm und matt. Seine Hypotheſen ſind faſt töricht, die „ewige Wiederkunft“ iſt reiner Unſinn.

Den weiten, runden Ring einer Weltanſchauung kann er nicht ſchmieden. Dazu hat er nicht genug objektive Erdkraft. Stark iſt er nur als Fechter im Kampf. Wo ſeine Geiſtklinge trifft, da iſt ein Glänzen für alle Zeit.

„Der größte pſychologiſche Spötter“ bleibt vielleicht Nietzſches Ehrentitel für die Jahrhunderte. Eine im Grunde franzöſiſche Ader

pulſiert in ihm. Die großen galliſchen Aphoriſtiker ſind ſeine nächſten Verwandten. Aber hier begab ſich das Seltſame: Deutſchland hat Frankreich auf eigenſtem Gebiete beſiegt. Denn an Genialität des „Eſprit“ ſchlägt Nietzſche alle Franzoſen von Montaigne bis Chamfort.

So iſt Nietzſche durchaus ein europäiſches Ereignis, ja eine Figur der Weltgeſchichte. Niemand kann herum um dieſen Felſen in der Brandung des Konventionellen. Seine Kritik iſt die Schule für jeden Pſychologen der Zukunft. Das Fundament fegte er rein vom Falſchen. Nun mag ein neues Bauen beginnen.

III. Mombert.

Gleich noch zu Lebzeiten Goethes begann die Romantik: die Innenkunſt der Seele. Hatte Goethe die Sinnenwelt draußen gebändigt und beherrſcht, ſo verlor ſich nun der Dichter in die muſikaliſche Sphäre des Innern. Bei Goethe klare, feſte Anſchauung, bei den Romantikern bunte, wogende Phantaſie.

Die Romantik iſt heute, als Kontraſt zu realiſtiſcher Sachlichkeit, von neuem erwacht. Ihr größter, tiefſter Vertreter iſt Mombert. Die Seele lebt ganz ihr eigenes wildes Leben. Sie ſchleudert ihr Gefühl in Bildkriſtallen heraus. Der Menſch iſt ganz Schöpfer.

Ganz Bild und Traum. Fließendes Chaos. Alle Formen bilden ſich neu: neue Menſchen, neue Landſchaft. Alles glänzt in Phantaſie-Licht, alles atmet Ich-Seligkeit.

Doch auch die irdiſche Welt wird erlebt. Aber ſie verwandelt ſich in der Nerve des Dichters. Nur ihr Kern wird aufbewahrt. Und der ſchwillt an zu neuen Blüten. Im Menſchengeiſte wirkt das Element.

Digitized by Google

Nehmen wir ein Beiſpiel: Mombert erlebt den Wind. Den Wind allein, ſauſend über die Erde und nun den Menſchen berührend. Dies Element „Wind“ iſt die lyriſche Keimſtimmung. Und der Dichter ſchafft nun dieſe Windwelt neu; eine Landſchaft, in der grade dies Element ſich am mächtigſten geſtalten läßt. Dieſe Landſchaft iſt phantaſtiſch, ſeelegeboren, aber die Grundſtimmung Wind iſt ganz real.

Solch ein Gedicht lautet:

Wie rauſcht der große Wind ſo wundervoll!
Ich hört' ihn früh. Ich lag in der Wiege
der breiten Wipfel einer Eiche.
Die ſtieg als Macht-Säule
aus dem hochgetürmten Meer weltauf,
und alle Aeſte unter, über mir
beſät mit Sternen.
Und durch das Glanzgewoge
ſah ich hinunter auf ein ſtrahlend Meer.
Und hörte immer den Wind. Er kam vom Weltanfang,
er kam leiſe heran,
er wühlte wie ein Seliger im Aſtwerk
des alten Baumes,
und die Glanzgeſtirne raubten ihm den Atem.
Ich hörte den Wind. Er kam näher,
immer näher meiner Wiege,
er bog die jungen Zweige auseinander,
ich reckte meine Arme nach ihm aus,
er kam, der Selige. Er kam.

Und dann ein anderes:

Der kühle Wind fuhr über alle Länder,
und er erreichte endlich auch mein Haar.
Ich saß; ich sah manchmal hinunter in die Tiefe;
dort war ein aufgetürmtes blaues Meer.
Ich saß so hoch. In offnem Säulenkiosk
auf den Gebirgen. Und mein Haupt gelehnt
an einer lieben Wolke weiße Wand;
die tönte. Und dann war noch in der Halle
ein Teich, an dem die Wandervögel tranken.
Und Vögel schwebten an, und Vögel schwanden
wie schnelle Nebel über spiegelndem Wasser,
es war ein ewigleises Schwingen um mein Haupt,
ein Rauschen,
ich schloß die Augen;
ich war so mild in diesem ziehenden Aether.

Eine Rieseneiche aus dem Meere aufsteigend, und er in dem Wipfel liegend. Da kann der Wind alle seine Herrlichkeit entfalten. Dann im offenen Kiosk auf hohen Bergen, wolkenhoch, bei den Wandervögeln.

Diese Gedichte sind Versuche einer völlig neuen Naturlyrik. Das Elementare, mit den Mitteln der Wirklichkeit, doch ganz neu in Phantasie erschaffen. Und ein neuer Rhythmus, eine neue Technik, eine neue Wortmelodie ist da. Ruhige Gewalt der Sprache. Auch hier ist das Element frei geworden.

Ein anderer Weg Momberts ist: rein

ſeeliſches Erlebnis in eine bunte Handlung zu bringen. Er ſchafft da ganz ähnlich, wie die Mythe junger Völker ſchuf. Einfache, glühende Wucht. Große, aus innerſter Kraft geſchaute Bilder.

Auch in fremden Seelen lebt dann der Dichter. Er läßt etwa eine Frau ihr Frauengefühl geſtalten: die Angſt vor einer Gefahr, die doch entzückt, die Seligkeit drohender Grauſamkeitsgewalt. (Freilich klingt in der Stimmung auch etwas Ewiges an, das jenſeits der Geſchlechter lebt.)

Das Gedicht heißt:

Die Chimära ruht auf meinem Dache,
die Schrecklich-Herrliche. In der Regenſturmnacht
funkeln mörderiſch die Drachenaugen.
Sie ruht, vom roten Laube des tiefen Parkes
hauptumwirbelt, auf dem Marmordache.
Ihren Schweif hält ſie um ſich geringelt
ſtolz in Wolluſt — grauſig ſchnaubt ihr Atem.

Ich ruhe unten in Tiefen des Palaſtes
in dunklem Schlafgemach, und kann nicht ſchlafen.
Ich lauſche, lauſche immer jenem Atem.
Wann kommt der große Held, der mich befreit
von der Wüterin — wann werd' ich ſchlafen? —
Bogenſchützen liegen rings verſteckt
im Park des blutenden Herbſtes, tauſend zielen
mit funkelnden Augen nach dem Ungetüm:
Keiner wird treffen, keiner treffen.

In meinem Schlafgemach, ich kann nicht ſchlafen,
es bäumt mein Blut, es ſtürmt,
glühende Gedanken, unter, über mir —
Ein Gedanke iſt der Schrecklich-Herrliche:
Ich werde ſchlafen, hochoben werd' ich ſchlafen:
An der ſtolzen Bruſt, unter den Mörderaugen,
in den liebenden Pranken der ſchrecklichen Chimära.

Ich weiß nicht, ob heute ſchon viele Europäer die ehern-glühende Schönheit dieſer Werke genießen können. Ob bei vielen die nachſchaffende Phantaſie ſchon ſouverän genug arbeitet. Jede Realiſtik, Beſchreibung, Nachahmung iſt hier verſchwunden. Neue Mythen entſtehen in einem Einzelgehirn. Die Seele verkündet grandios ihre eigene Geſchichte.

Immer reicher ſammelten ſich ſolche mythiſchen Erlebniſſe und Figuren um den Dichter. Bis dann auf einmal die Gedichtform zu eng wurde. Da ſchuf Mombert Dramen. Mythiſche, gewaltige, ſymboliſche Dramen: die Aeon-Trilogie. Das Schickſal von Welt und Seele, Phantaſie und Traum, Völkern und All wird hier dröhnend-zermalmelnd und ſelig-tanzend geformt. Doch die Zeit für dieſe Kunſt iſt wohl noch nicht gekommen.

Einſt aber werden Momberts Sterne für die Menſchheit leuchten als Anfang einer neuen Dichtung.

Schlußwort.

Wir haben das Material zu ſichten verſucht, das für eine Weltmachtſtellung des deutſchen Geiſtes in Betracht kommt. Gewiß wird ja die deutſche Seele immer weiter bauen, vielleicht ſteht ihr das Schaffen aus Eigenſtem noch bevor, aber grade dann iſt es notwendig, ſich klar und ruhig auf die Fundamente deutſchen Weſens zu beſinnen.

Die deutſche Muſik hat die Weltherrſchaft bereits im Beſitz. Ein unvergleichlicher Anſtieg von Bach über Händel und Gluck hinauf zu Haydn, Mozart, Beethoven. Dann die große Spätherbſterſcheinung Wagner: Ueberkultur, techniſches Raffinement, krampfhaftes Aufpeitſchen, aber in der Dekadenz doch auch ſchon wieder Keime zu einer ganz neuen Muſik. Wird es möglich ſein, daß Deutſchland auf dieſem Gebiete trotz der langen glänzenden Bahn noch immer die Führung behält? Oder müſſen wir, nach einem eiſernen geſchichtlichen

Geſetze, das Szepter abgeben? Uebernimmt nun vielleicht langſam die ſlaviſche Raſſe dort den Fortſchritt, ſo wie wir einſt die Italiener ablöſten? Man ſoll nicht prophezeien, nur wäre ein abermaliger Anſtieg und Gipfel der Muſik wiederum in Deutſchland ein beiſpielloſes, faſt übermenſchliches Ereignis.

In der Dichtung hat dagegen zweifellos der Deutſche noch nicht ſein letztes Wort geſprochen. Zwar haben wir ja in Goethe einen Weltdichter (und nur in Goethe!), aber dieſer ſeltſame, vornehme Geiſt wurzelt nicht ſonderlich tief im Urdeutſchen; er iſt eine ganz perſönliche Syntheſe der bisherigen Weltbildung: die germaniſche Raſſekunſt vertritt er nicht. Und dann iſt Goethe durchaus ein Dichter für Einzelne. Mit ſolcher Wucht ein ganzes Volk beherrſchen wie Homer oder Shakeſpeare oder Cervantes wird er nie. Er war ſich ſelber ganz klar darüber. Ich erinnere nur an die rührende Szene, als der alte Herr bei einer Hoffeſtlichkeit mitten im rauſchenden Saale den treuen Eckermann in eine Fenſterniſche nahm und ihm plötzlich ſagte: „Wiſſen Sie, Eckermann, meine Sachen können nie populär werden, ſie ſind nur für Einzelne da, die Aehnliches erlebt haben.“ Und wirklich:

das Beſte in Goethe iſt ſo zart und ſtill und ſchwer zugänglich, daß es wohl für alle Zeit verwandte Seelen unwiderſtehlich feſſeln wird, daß aber eine Machtſtellung in die Weite von Goethe nie ausgehen kann. Und wenn ich das, was ich in dieſem Buche über Goethe ſagte, wieder durchleſe, ſo ſpüre ich deutlich: das Feinſte, Innerſte iſt unſagbar. Nur der höchſten ſeeliſchen Bildung wird ſich dieſe delikate, reife Geiſtigkeit ganz eröffnen.

Eine das Geſamtvolk im tiefſten bewegende Weltdichtung haben wir noch nicht. Vielleicht iſt dazu der deutſche Humor berufen und das deutſche Naturgefühl. Der große, lachende, ſelige, urdeutſche humoriſtiſche Roman und die ſonnenhelle, jubelnde, urdeutſche Komödie. Zu dieſen beiden Gipfeln germaniſcher Raſſekunſt finden ſich erſt Anſätze. Wie herrlich, wenn ſie bei uns zur Vollendung kämen!

Dagegen ſind die beiden anderen, bereits vorhandenen, Gipfel deutſchen Geiſtes, Hegel und Ranke, direkt vernachläſſigt worden. Es liegt da gradezu eine Verſäumnis-Schuld vor. Daß dieſe zwei nicht genügend verſtanden und geehrt werden, iſt ein ſchlimmes Zeichen für das geiſtige Niveau im heutigen Deutſchland. Heben wir ſie jetzt hoch auf den Schild!

Hegel, den gewaltigſten Philoſophen und Ranke, den gewaltigſten Hiſtoriker. Freilich eine Vermittlung zwiſchen ihrem Werk und der Volksmaſſe iſt durchaus nötig. Jedenfalls Anregung und Wegweiſen. Die Form der Hegelſchen Schriften macht ſie dem Publikum unzugänglich. Hegel muß ganz neu in unſere Ausdrucksart überſetzt werden. Und da iſt noch nichts geſchehen! Die Literatur über Hegel iſt geradezu kläglich. Die nötigſten Bücher fehlen vollſtändig. So liegt dieſer Schatz da mit all ſeinem Gold, mitten in unſeren Bibliotheken, und kann nicht gehoben werden. Und doch iſt Hegel der feſte Punkt, an den jede neue Philoſophie anknüpfen muß. Er iſt der urdeutſche Denker, das einzige Fundament für eine deutſche Raſſe-Weltanſchauung.

Und Ranke? Daß nicht jeder Deutſche auf Ranke ſtolz iſt, dafür wüßte ich wirklich keine Entſchuldigung. Der Grund iſt einfach die mangelnde Geiſtigkeit unſerer techniſchen Epoche, die nervöſe Augenblicksſtimmung, der die ſtille, mächtige Größe langweilig vorkommt. Der Künſtler in Ranke iſt noch kaum beachtet worden. Heben wir ihn auf den Schild! Man ſoll es doch fühlen in

Europa, was es heißt: die beſte franzöſiſche und die beſte engliſche Geſchichte ſchrieb ein Deutſcher. Daran iſt nicht zu rütteln. Die Fahnen heraus dem Genie zu Ehren!

Nietzſche hingegen beginnt bereits ſeinen Zug der Welteroberung. (Nur fürchte ich, bei Vielen grade wegen ſeiner Schwächen.) Mächtig brach er Bahn. Jetzt aber kommt alles darauf an, daß wir in Deutſchland ſein Werk fortſetzen. Schon haben ſich Franzoſen, Ruſſen und Engländer mit Energie über dieſe neue Geiſteswaffe hergemacht. Laſſen wir uns Nietzſches Feinheit und tiefe Pſychologenkunſt nicht wieder entwinden.

Ganz eigen iſt die heutige Lage der Malerei. Suchen wir die Revolution der Jüngſten doch wenigſtens zu verſtehen. Die Verfeinerung des ſinnlichen Auffaſſens hatte ſich immer mehr geſteigert. Die Wirklichkeit hatte man beobachten und auffangen gelernt bis auf die leiſeſte Sinnenſchwingung, bis auf den Wert jeden Farbenatoms. So war man müde geworden des Hinausſehens in die Welt. Die Augennerven waren überreizt, die Seele dagegen hungerte nach Tätigkeit. Da kommt plötzlich der große Umſchwung, der Abſturz in die Tiefe der Seele. Dieſe

Revolutionäre kümmern ſich überhaupt nicht mehr um die Wirklichkeit, ſie wollen nur ihre Seele geſtalten: unmittelbar, wie Muſik, ohne Vermittlung der realen Form. Innenerlebnis direkt als Farbe und Linie hinausprojizieren, das will man. Zunächſt wogt noch alles chaotiſch. Warten wir ab, wie nach dieſer Zeit des gärenden Moſtes der Wein ſein wird. Ich halte es ſehr wohl für möglich, daß ſich hier eine neue Kunſt bildet, und zwar eine durchaus deutſche Kunſt. Denn Vorherrſchaft der Seele und Innerlichkeit ſind deutſche Eigenſchaften.

Ueberall ſtehen wir an geiſtigen Wendepunkten. Lernen wir auch dort ehrlich und tapfer ſein. Und vorwärts gehen.

Rudolf von Delius

Vom gleichen Autor erscheint gleichzeitig:

Deutschland und die Genies der Fremde

Grundzüge deutschen Wesens auf geistigen und künstlerischen Gebieten

1.—3. Tausend. 50 Pfennig.

Die Eigenarten des deutschen Geistes

Die großen Geister Rußlands, Englands, Frankreichs, Chinas, Amerikas in ihrer Wirkung auf uns

1.—2. Tausend. 50 Pfennig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Die Lese, Stuttgart, Schloßstr. 84.

Herausgegeben von
Rudolf von Delius und Theodor Etzel:

Die Lese

Wochenblatt für Unterhaltung und Bildung.

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 1.92
(mit Bestellgeld).

In diesem Preise ist die Lieferung von vier Büchern im Jahre, Werke bedeutender Schriftsteller, einbegriffen.

Die Lese bringt in jedem Hefte Beiträge aus den Geistesschätzen aller Völker und Zeiten, volkstümliche Abhandlungen über alle Gebiete der Wissenschaft, insbesondere der Naturkunde, Kulturgeschichte, Technik. Aufsätze über Kunst, Beiträge über das Theater, guten Humor usw. — Die Lese ist reich illustriert und zeitgemäß ausgestattet.

Als nächste Buchbeigaben der Lese erscheinen Werke von:
Rud. von Delius, R. H. Francé, Oskar Wöhrle, Carl Ludwig Schleich, Max Halbe und andere.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probenummern kostenlos vom Verlage:

Die Lese, Verlag G. m. b. H., Stuttgart, Schloßstraße 84.

Während des Krieges erscheint Die Lese als „Kriegs-Lese“

Die 1. Auflage durch Vorausbestellungen fast vergriffen!

Von Liebe und Leben

Zeitgemäße Probleme von Dr. J. B. Schneider

Mit 10 Kunstbeilagen

Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—

In einem Stil, der sich durch seine Reinheit kennzeichnet, wird hier von den Grundlagen einer zukünftigen Kultur, von den Aussichten eines verjüngten starklebigen, siegesgewissen Geschlechtes gehandelt. Naturgemäß wird in diesem Buch wiederum sehr viel von der Liebe gesprochen, Gedanken, Bilder, Rückblicke kulturhistorischer Art, die durch ihre Kühnheit und Offenheit fesseln und bestricken, werden vor dem Leser in reichster Fülle ausgebreitet. Die Illustrationen vornehmer, fein erotischer Kunstwerke fügen sich wie Symbole in die lebhaft sprühende Darstellung ein. Wie das Leben, die gesellschaftliche Form und vor allem die Liebe nach diesem großem Krieg ausschauen müssen, wird mit weitschauendem Blick und starker Phantasie beschrieben. Wiederum ein Buch, dem nur wenige an die Seite gestellt werden können.

Aus dem Inhalt:

Siegfried oder Hyperion? — Eleganz und Fremdspracherei — Kriegstüchtigkeit und naturgemäße Lebensweise — Schatten der Vergangenheit — Promenade und Korso — Vom Sinn der Spiele Schönheit und Ekstase — Inseln der Liebenden — Jenseits der Grenzen — Frauenschönheit und Romanliteratur usw.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Verlag Sexualreform, Werder a. H.

Kriegsbücher von bleibendem Wert

Karl Bleibtreu

Die Entscheidungsschlacht und andere Kriegsnovellen

Spannende Schlachtenschilderungen und gute Kriegsnovellen. Ein Buch aus großer Zeit. Geb. Mk. 1.50

Zum Sieg

Ein Brevier für den Feldzug

von Wilhelm Schussen, Ludwig Finckh, Auguste Supper, A. Dörrfuß

eingeleitet von Hermann Hesse

Zweifarbig Pappband Mark 1.—

Fritz Müller

Mach' Dei Sach' guat

Ernste und heitere Kriegsanekdoten. Illustriert von dem bekannten Simplicissimus-Zeichner Heinrich Kley

Gebunden Mk. 1.—

An unsere feldgrauen Jungen

von Heinrich Lhotzky

11. Tausend. Gebunden Mk. 1.—

Ein Buch von bleibendem Wert.

Theodor Etzel

Luftabenteuer

Ein Fliegerbuch. Die Entwicklung der Luftschiffahrt von den ältesten Zeiten bis zu den kühnen Fahrten unserer Helden im Kriege. Gebunden Mk. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Die Lese G. m. b. H., Stuttgart

Princeton University Library
32101 067529105